Eine Schuld.

Renata.

Zwei Novellen

von

Victor von Strauß.

(Die Schule des Lebens I./II.)

Zweite Ausgabe.

Heidelberg.
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.
1888.

Eine Schuld.

I.

Außerhalb der Hauptstadt mit ihrem rastlosen, geräuschvollen Treiben befindet sich ein stilleres Viertel, wo stattliche Landhäuser in wohlgepflegten Gartenumgebungen ihren Bewohnern einen halb ländlichen Aufenthalt gewähren. Kleine Mauern und längere kunstvolle Eisengitter trennen die Gärten von der schnurgeraden Straße, die an beiden Seiten treffliche Sandwege und zwischen ihnen, von einer Eschenallee eingefaßt, eine noch ungepflasterte, aber feste Fahrbahn zeigt. Nur wenigen Menschen pflegt man hier zu begegnen.

In der Gitterpforte einer der anmuthigsten und heitersten jener Villen hatte sich schon zweimal ein junges Mädchen gezeigt und forschend die Straße hinabgeblickt. Es war die Tochter des Hausbesitzers, des Geheimenraths von Eibisch. Sie war keine auffallende Schönheit, aber eine überaus liebliche, frische Erscheinung, schlank, blond und rosig, mit sanften, aber klugen blauen Augen.

Als Lilli zum dritten Mal aus der Pforte trat und hinausschaute, bemerkte sie eine gebückte Frauengestalt, die sich zögernd und schwerfällig daherbewegte, von Zeit zu Zeit wie aus Schwäche sich an den Gitterstäben haltend. Eine Mischung von Mitleid und Neugier hinderte Lilli zurückzutreten. Sie sah, wie die Schritte der Frau immer schwerer und langsamer wurden, wie sie hin und her schwankte und zuletzt, wie von einem Schwindel gedreht, vergeblich nach dem Gitter tastete und zu Boden taumelte. Jetzt eilte sie hastig zu ihr und suchte sie zu halten, aufzurichten, zu stützen. Nach einiger Anstrengung gelang ihr dies auch. Die Fremde erhub das Gesicht zu ihr und starrte sie aus hageren, kummervollen Zügen mit hohlen, gläsernen Augen an.

Nach Lillis Frage, ob sie krank sei, schien sie sich erst besinnen zu müssen; dann schüttelte sie den Kopf.

„Aber was fehlt Ihnen denn?" fragte Lilli weiter.

Sie ließ den Kopf sinken und sagte mühsam mit leiser Stimme: „Mich hungert. Seit vorgestern habe ich nichts gegessen."

„O mein Gott!" rief Lilli. „Wie ist das möglich? Aber kommen Sie! Stützen Sie sich auf mich! Es sind nur wenige Schritte bis zu unserer Gartenthür, und gleich dahinter ist eine bequeme Bank und ein Tisch. Sie sollen sogleich zu essen bekommen."

Schon diese Aussicht schien die Fremde einigermaßen zu kräftigen. Sie nahm sich zusammen und ließ sich, auf Lillis Arm gestützt, schweigend dahin führen, während

jene, ebenfalls schweigend, sie von der Seite betrachtete. Sie mochte vierzig bis funfzig Jahre alt sein, ihr Gesicht zeigte Spuren ehemaliger gefälliger Bildung und ihr Profil war noch immer beinahe schön. Ihre Kleidung, obgleich abgetragen und entfärbt, war sehr reinlich und erinnerte durch Stoff und Schnitt an frühere bessere Zeiten.

Lilli brachte sie zu der Bank, die in einem Versteck dichter grüner Büsche stand, und eilte dann in das Souterrain des Hauses, wo sich Küche und Speisekammer befand, kehrte auch sehr bald von dort zurück, einen Präsentirteller in den Händen, auf dem sich einige gute Reste des Mittagessens, Brot und ein Glas alten Portweins zeigten. Sie setzte es ihrem Gaste vor und nahm dann auf einer gegenüber stehenden Bank Platz.

Die Fremde nahm anfangs nur ein wenig Brot und Wein, und genoß dann einiges von den Speisen. „Sie sind gut, mein Fräulein!“ sagte sie darauf. „O, Sie sind sehr gut! Aber ich weiß nicht – ich fürchte, ich bin doch krank – selbst von dem feinen guten Essen kann ich nicht mehr zu mir nehmen.“

„Warten Sie damit noch einige Minuten!“ sagte Lilli. „Dann versuchen Sie es nochmals. Sie haben allzulange gehungert. Wie sind Sie dazu gekommen?“

„Mein Geld war zu Ende gegangen,“ erwiderte sie, „und betteln konnte ich nicht. Nein, ich konnte es nicht. Vor acht Wochen bin ich mit meinem Mann hier angekommen, und er hat mich hier ganz in der Nähe

untergebracht. Dann mußte er aber gleich wieder eine Reise machen und dachte gewiß früher zurückzukehren; denn das Geld, das er mir zurückließ, reichte nicht aus, so sparsam ich auch bin. Was ich entbehren konnte, habe ich verkauft, aber vorgestern — oder ist es schon länger? — hatte ich nichts mehr."

„Wo ist denn Ihr Mann jetzt? Wie heißt er?" fragte Lilli.

Die Frau besann sich einige Zeit und sagte dann: „Er nennt sich Schulze. Wo er ist, weiß ich nicht. Er hat mir einige Orte genannt, aber ich habe sie vergessen. Es ist so wirr in meinem Kopfe."

Lilli ermahnte sie, noch etwas zu essen, und sie versuchte es, stand aber bald davon ab und sagte, indem sie die Augen mit der Hand bedeckte: „Es ist schlimm, wenn man hungert und nichts hat, aber noch schlimmer, wenn man hungert und nicht essen kann was man hat. Es sieht so undankbar aus, — aber mir ist sehr schlimm. Nur den Wein will ich noch trinken, dann werde ich wohl nach Hause kommen können. Es ist ganz nahe, in dem langen Hof, gleich um die Ecke."

Sie leerte das Glas, erhub sich, indem sie ihren Dank aussprach, und sagte Lebewohl. Während sie aber durch die Gartenthür trat, wurde ihr Gang wieder so unsicher und schwankend, daß Lilli eilig zusprang, ihren Arm durch den ihrigen zog und sie so weiterführte. Die Oertlichkeit, welche Frau Schulze bezeichnet hatte, war allerdings nur wenige hundert Schritte entfernt,

und Lilli versprach, sie bis dahin zu bringen. Jene murmelte einige Worte des Dankes, sprach von Schwindel, war aber sichtbar außer Stande, mehr hervorzubringen, und dem jungen Mädchen wurde es ungemein schwer, sie aufrecht zu halten und fortzugeleiten.

Endlich erreichten sie den gepflasterten Hof, der schmal zwischen den Mauern benachbarter Gärten zu einigen niedrigen und vernachlässigten kleinen Gebäuden führte, in welchen ein Droschkenkutscher, ein Speisewirth untersten Ranges, ein Ofensetzer und noch einige Leute dieser Art wohnten. Der Nachmittag war schon weit vorgerückt und der Hof war leer, nur ein halb erwachsener Knabe putzte Riemenzeug vor dem Pferdestalle und blickte verwundert auf, als die beiden vorübergingen. Die Frau des Droschkenkutschers – er hieß Plenke, wie das Schild am Eingange kundthat – kam ihnen aus der Hausthür entgegen. Sie wußte, wer Lilli war; denn geringe Leute kümmern sich mehr um die Vornehmen, als diese um sie.

„Mein Himmel, gnädiges Fräulein," rief sie, „wie kommen Sie dazu? O Frau Schulze!" sagte sie dann zu dieser, „habe ich Ihnen nicht gesagt, daß Sie viel zu elend waren, um auszugehen?"

„Ja, ich glaube auch, sie ist krank," versetzte Lilli. „Bitte, helfen Sie mir, sie auf ihre Wohnung zu bringen. Haben Sie jemand, der nach unserem Arzte laufen kann?"

Frau Plenke rief den Knaben herbei, Lilli beschied

ihn eilig, und während er fortrannte, brachten sie die Leidende, die nun stumpf und besinnungslos kaum ihre Füße bewegen konnte, mit Mühe durch die enge Hausflur in ihr nach hinten belegenes kleines Zimmer. Ein Bett stand darin, auch einiges Hausgeräth, und obwohl alles nur sehr einfach, fast dürftig war, herrschte doch die größte Ordnung und Sauberkeit.

Nachdem sie die Kranke, die unfähig war sich selbst zu helfen, entkleidet und in das Bett geschafft hatten, zog Lilli die Hausfrau auf die Seite uud fragte sie, ob sie wohl auf Frau Schulze achten und sie pflegen könne; es solle nicht unbezahlt bleiben, wenn es mit gehöriger Sorgfalt geschehe. Sie selbst werde bisweilen herumkommen und nachsehen.

Die Frau versprach alles. Sie habe für den Abend nur noch zu kochen, aber die Küche sei dicht nebenan, und im übrigen sorge das Mannsvolk für sich selbst. Da sie von Anfang an thätigen Antheil und warmes Mitleid gezeigt hatte, so glaubte Lilli ihr vertrauen zu dürfen. Sie händigte ihr für die nächsten Ausgaben einiges Geld ein, bog sich nochmals über die Kranke, die ruhig und erschlafft dalag, und eilte dann wieder des Wegs, den sie gekommen war, zurück nach dem elterlichen Landhause.

Beim Eintritt in den Garten traf sie auf den Bedienten, der das Geschirr und die Speisereste von dem Platze wegtrug, wo sie dieselben vorhin gelassen. Sie fragte ihn, ob der Herr Rittmeister da sei, erhielt aber

eine verneinende Antwort. Er war also noch immer nicht gekommen. Indeß sah sie auf dem erhöhten Perron vor dem Hause, der mit allerlei ausländischen Gewächsen in Töpfen und Kübeln eingefaßt war, am Theetische bereits beide Eltern und den Bruder sitzen, der seit Kurzem als Referendar angestellt war. Sie ging zu ihnen hinauf.

„Wen hast du denn zu Gaste gehabt?" fragte die Mutter lächelnd.

Lilli blieb vor dem Tische stehen und erzählte treu und ruhig, aber in aller Kürze, was geschehen sei. Der Geheimerath hörte mit Wohlgefallen zu, Benno, der Bruder, rückte unruhig auf seinem Sitze hin und her, und als sie geendet hatte, sagte die Mutter besorgt: „Gott gebe, daß die Frau nicht von einer ansteckenden Krankheit befallen ist!"

„Mußtest du alles das denn selbst thun?" sagte der Referendar. „Warum hast du nicht eins von den Mädchen oder den Bedienten gerufen?"

„Konnte ich sie denn auf der Straße hinfallen und so lange liegen lassen?" entgegnete Lilli.

„Es war sehr thöricht!" versetzte Benno.

Der Vater sagte: „Es war natürlich und ganz das Rechte. Aber nun geh, mein Kind, kleide dich um und wasche dich dabei mit Essig, wenn es auch unnöthig sein sollte. Gewiß kommt Seldrichshausen bald, darum beeile dich, denn er würde nicht zufrieden sein, wenn sein Bräutchen fehlte."

„O, ich werde schon eilen," sagte Lilli heiter und verschwand alsbald durch die Thür des Gartensaales.

Der Diener brachte die Theemaschine. „Merkel," sagte der Geheimerath zu ihm, „geh doch sogleich zu der Frau des Droschkenkutschers Plenke. Wenn der Herr Medicinalrath dort die kranke Frau besorgt hätte, möge sie ihm sagen, daß ich ihn bitten ließe, auf einen Augenblick bei uns vorzukommen."

Der Diener ging und der Referendar sprach seinen Unwillen über die Handlungsweise der Schwester aus. „Es versteht sich," fügte er hinzu, „daß für Arme und Kranke gesorgt werden muß. Auch hat man dafür ja Anstalten und Angestellte. Aber es ist bei manchen Damen von Stande jetzt zur Mode geworden, durch solche persönliche Leistungen glänzen zu wollen."

„Nun," sagte der Vater, „viele Anhängerinnen hat die Mode nicht. Aber wie paßt das auf Lilli? Du hörtest sie ja. Hat sie den geringsten Werth darauf gelegt? Hat sie im mindesten dabei an sich gedacht? War sie nicht so natürlich und unbefangen und gleich darauf so heiter wie immer?"

Der Sohn konnte nicht widersprechen und sagte nach einigem Schweigen: „Es ist doch seltsam, daß dies heitere, klare Wesen sich gerade mit dem ernsten verschlossenen Seldrichshausen verloben mußte."

„Sehr erklärlich!" versetzte der Vater. „Der Mensch verlangt nicht nach dem, was er besitzt, sondern nach dem, was ihm mangelt, auch wenn er sich das nicht

sagt. Durch die Liebe wird dann gleichsam sein eigen, was der Geliebte vor ihm voraus hat. Man sagt sich auch das nicht, aber man ahnt es. Denn jeder ist im Grund zu weit mehr angelegt, als das Leben und er selbst aus sich macht."

„O gewiß!" sagte der Referendar. „So bin ich ganz dazu angelegt, ein sehr reicher Mann zu sein, und da weder ich selbst noch das Leben mich dazu gemacht, so muß ich mich wohl unter den Töchtern des Landes nach der erforderlichen Ergänzung umsehen. Darin muß ich Lilli nachahmen."

„Pfui, Benno!" sagte die Mutter. „Kannst du glauben, die Liebe deiner Schwester gelte mehr dem Reichthum ihres Verlobten, als ihm selbst? Welche Heuchlerin müßte sie dann sein!"

„Sei unbesorgt, Mütterchen!" erwiderte er. „Ich weiß genau das Gegentheil. Lebt denn aber wirklich sein Vater noch?"

„Allerdings," sagte der Geheimerath, „und vielleicht im Auslande; aber wo, weiß niemand, und der Rittmeister setzt jeder Frage sein einfaches «Ich darfs nicht sagen» entgegen."

Der Referendar meinte, Lilli werde es schon einmal aus ihm heraus schmeicheln.

„Gewiß nicht!" entgegnete der Vater. „Ein anvertrautes Geheimniß zu verrathen, hat immer etwas Unsittliches, Unehrenhaftes, und ich glaube, es giebt keinen Mann von so zartem Ehrgefühl, von so strenger Sittlich-

keit, wie Seldrichshausen. Darum können wir ihm auch unsere Lilli eben so ruhig anvertrauen wie ein Geheimniß, obgleich ich das liebe Mädchen im Hause sehr vermissen werde."

„Jedenfalls kommt sie in beneidenswerth glänzende Verhältnisse," sagte Benno.

Der Geheimerath sah ihn nachdenklich an und versetzte: „Dergleichen ist bei euch jungen Leuten nun immer der erste Gedanke, und damit profanirt ihr die Liebe. Alles geht auf materielle Lebensgenüsse, darum will auch jeder sein Leben gleich aus dem Vollen anfangen. Wie selteñ findet man noch jene freie Männlichkeit, die unter freudigem Verzicht auf das, was ihr Genüsse nennt, sich durch ernste Arbeit einen Platz im Leben erobert, den einmal eine uneigennützig und wahrhaft geliebte Gattin theilen kann, auch wenn sie nichts mitbringt."

„Andere Zeiten, andere Menschen," sagte der Referendar. „Kann man den frei nennen, der jedem Genuß entsagen muß, weil er sich nur von seiner Arbeit und deren Erfolge abhängig macht?"

„Ich dächte," erwiderte der Vater, „man könnte sich durch Wissenschaft, Literatur, Kunst, Poesie und edle Geselligkeit wahre Genüsse ohne großen Aufwand verschaffen. Und wie manchen reinen Genuß bietet dem Empfänglichen die Natur. Selbst die Arbeit kann jeder, zumal der Gebildete, sich dadurch zum Genuß machen, daß er ihr eine künstlerische Seite abgewinnt. Fast jede

Verrichtung, fast jedes Werk ist einer schönen Form fähig, und daran, daß man diese sucht, auffindet, anstrebt, entzündet sich eine Liebe zur Arbeit selbst, welche auch die Abhängigkeit von ihr in ein frei und freudig Gewolltes verwandelt."

„Seht!" unterbrach die Mutter. „Hinter den Bäumen dort flattert ein weißes Tuch. Das muß Seldrichshausen sein, und gewiß winkt ihm Lilli oben aus dem Fenster ebenso entgegen."

Es war so, und gleich darauf sprengte der Erwartete auf seinem schlanken Rappen an die Gartenpforte. Hier schwang er sich herunter, überließ die Zügel dem nachfolgenden Reitknechte, der mit den Pferden fortritt, und kam in den Garten; eine stattliche, feste Mannesgestalt, der die Uniform gar wohl stand und deren ernste, regelmäßige Gesichtszüge eine angenehme Freudigkeit belebte. Der Haussohn eilte ihm entgegen und geleitete ihn zu den Eltern hinauf, die ihn kaum begrüßt hatten, als auch schon Lilli herauskam und ihm die vom hastigen Herunterlaufen geröthete Wange zum Kusse bot.

Man ließ sich um den Theetisch nieder und Lilli versorgte in gewohnter Weise jeden aufs beste, während der glückliche Bräutigam ihren anmuthigen Bewegungen mit leuchtenden Blicken folgte. Dann setzte sie sich zu ihm und beide nahmen Theil an der allgemeinen Unterhaltung, in welche Bennos muntere Aeußerungen und die ernsteren Betrachtungen des Hausvaters eine erfreuliche Abwechselung brachten.

Die sommerliche Luft war still und warm, und als es dunkelte, wurden ein paar Lampen aufgesetzt.

Die Rede kam auf die künftige Wohnung des jungen Paares und Seldrichshausen bedauerte, daß er sie mitten in der unruhigen Stadt habe nehmen müssen, um nicht zu entfernt von den Casernen zu sein.

„Schon recht,“ sagte der Referendar; „aber warum giebst du das Soldatengewerbe nicht auf und ziehst auf deine schöne Besitzung?“

„Weil ich das Soldatengewerbe verstehe,“ antwortete jener, „die Landwirthschaft aber nicht.“

„Was hindert das?“ sagte Benno. „Dazu hat man ja Verwalter, denen man sie überläßt.“

„Nein,“ versetzte der Rittmeister. „Der Mensch bedarf eines Geschäfts, einer Arbeit, einer Pflicht, soll er nicht in sich allmählich zerfahren und veröden. Was soll aus Leuten werden, die sich nur ihre Vergnügungen und die Ausfüllung leerer Stunden und Tage zum Geschäft machen? Wer möchte ihnen gleichen? Ich besitze eine Art Tagebuch eines früheren Majoratsherrn unseres Gutes Breiterode, der so gelebt und sich so durch die Welt getrieben hat. Man schaudert, wenn man da liest, wie dieser, durch alle Vergnügungen und Genüsse hindurchtaumelnd, nur das Gefühl von Unbefriedigtheit und quälender Leerheit hat, das ihn in die wüstesten Ausschweifungen treibt und doch nicht verläßt, ja immer peinigender wird. Er hat sich zuletzt erschossen. Wie er zu diesem Entschluß gekommen, mochten wohl die

letzten Blätter des Heftes berichten, aber er scheint sie vor der Ausführung vernichtet zu haben. Nun, auf solche Wege könnt' ich nicht gerathen, selbst wenn ich Lilli nicht hätte. Aber es hat mich gelehrt, was ein Leben sei, dem aller ernste Zweck fehlt."

Das Gespräch wurde von dem Arzte unterbrochen, der grüßend aus der Dunkelheit herbeitrat und sich auf die Einladung des Geheimenrathes zu ihnen setzte. Er wußte bereits, daß Lilli die kranke Frau zu Haus und ins Bett gebracht, und so wurde die Sache besprochen, die nun auch der Rittmeister erfuhr. Mit stummer Billigung drückte er die Hand der Geliebten.

Von einer ansteckenden Krankheit, sagte der Arzt, könne gar nicht die Rede sein; aber recht ernstlich krank sei die Frau und bedürfe aufmerksamer Behandlung und sorgfältiger Pflege. Indeß würde die Hausfrau dazu wohl genügen, wenn ab und zu nachgesehen würde. Er nahm als bekannt an, daß Lilli dies thun werde und bemerkte kurz, was zu geschehen habe. Dann empfahl er sich.

Kaum war er fort, als sich auch Seldrichshausens Pferde auf der Straße hören ließen. Er stand auf und bei seiner bekannten Pünktlichkeit suchte man ihn nicht länger festzuhalten. Er verabschiedete sich und nur Lilli begleitete ihn bis an die Thür.

„Liebes Herz," sagte er, als sie allein durch das Dunkel gingen, „du hast mir heute eine sehr große Freude gemacht."

„Ich?" sagte sie verwundert. „Womit?"

„Damit, daß du genau das gethan hast, ich meine an

jener Frau, was ich unter solchen Umständen von dir gewünscht hätte."

Er drückte einen innigen Kuß auf ihre Lippen. Dann gingen sie schweigend bis zu den Pferden. Rasch war er im Sattel und trabte nach einem herzlichen Gutenacht die erleuchtete Allee hinaus, während Lilli ihm eine Minute lang sinnend nachblickte und dann wieder zu den Ihrigen ging.

An demselben Abend, — aber nicht an demselben Orte, sondern weit entfernt von jener Residenz und dem Lande, zu dem sie gehörte, in einer kleinen abgelegenen Landstadt, war in dem Gastzimmer des besten Wirthshauses die gewöhnliche Abendgesellschaft um ihre Tische versammelt. Der Stadtrichter, der Doctor und der Pfarrer saßen bei einer Parthie L'hombre. In gehörigem Abstande von ihnen besprach ein Kreis von Bürgern lebhaft die neuesten Weltbegebenheiten. Der behäbige, gesprächige Wirth bewegte sich bald da-, bald dorthin, um seine Gäste zu versorgen, dem Spiele zuzusehen oder sich in das Gespräch zu mischen. Jeder trank Bier und rauchte dazu.

Es war schon spät, als sich die Thür öffnete und ein Fremder eintrat. Wie es an kleinen Orten zu geschehen pflegt, blickten sofort alle Anwesenden halb neugierig, halb verdrießlich auf den fremden Eindringling. Das Gespräch verstummte, das Spiel wurde unterbrochen und der Pfarrer legte seine Karten auf den Tisch. Selbst der

erfahrene Wirth betrachtete den Eingetretenen mit zweifelnden Blicken.

Der Fremde war ein untersetzter Mann mit dünnem grauen Haar, rundem, stark gerötheten, sonneverbrannten Gesicht, aus dem ein paar kleine schwarze, verschmitzte Augen schauten, und in einer ziemlich abgetragenen Kleidung. An seiner Seite hing eine große lederne Jagdtasche, und der derbe Wanderstab in seiner Rechten sowie sein bestaubtes Schuhwerk erwiesen ihn als Fußreisenden.

Er erwiderte das allgemeine Anstarren mit spöttischem Lächeln und bestellte bei dem Wirth ein Abendessen und ein Schlafzimmer für die Nacht in einer Weise, die jenen sofort überzeugte, daß er ihn nicht abweisen dürfe, weßhalb er auch beides gleich zu besorgen versprach und sich entfernte. Nachdem sich der Fremde an einem unbesetzten Tische niedergelassen, musterte er seinerseits mit scharfem Blick die Gesellschaft. Nun fuhren die Spielenden mit dem Scheine großer Gleichgültigkeit in ihrer Beschäftigung fort, machten jedoch einen Fehler nach dem andern, und die übrigen Gäste thaten als kümmerten sie sich um den Fremden durchaus nicht, während sie die Köpfe zu einander neigten und sich allerlei Bemerkungen und Vermuthungen über ihn zuflüsterten.

Als der Wirth zurückkehrte, schlug die große Wanduhr soeben zehn, die gewohnte Stunde allgemeinen Aufbruchs. Jedermann erhub sich, zahlte und verließ nach

einem letzten Blicke neugierigen Unbehagens auf den Ankömmling das Haus. In wenigen Minuten sah sich der Fremde mit dem Wirthe allein.

Er lud diesen ein, sich zu ihm zu setzen, erkundigte sich bei ihm nach einigen der fortgegangenen Gäste und sagte dann: „In einer so kleinen Stadt kennt man doch jeden."

„Nun ja," erwiderte der Wirth, „man ist dicht bei einander und sieht sich täglich. Ich wollte jeden bei Namen nennen bis auf die Kinder herunter. Auch ist nur Ein Herr in der Stadt, oder vielmehr bei der Stadt, den man ebenso wenig kennt als sieht."

Der Fremde unterdrückte schnell ein plötzliches unheimliches Aufleuchten seiner kleinen Augen und sagte scheinbar leichthin: „Das ist sonderbar. Wie kommt das?"

„Es muß auch ein sonderbarer Herr sein," versetzte der Wirth. „Lassen Sie sich erzählen! Es ist schon eine ganze Reihe von Jahren her, als der reiche Handelsjude Levi, der auch unsere geringen Banquiergeschäfte besorgt, etwa zehn Minuten vor der Stadt ein kleines Haus bauen und den anstoßenden Garten mit einer hohen Mauer umziehen ließ. Niemand wußte, was er damit wolle, und lange wich er allen Fragen aus. Zuletzt erklärte er, es sei für einen fremden Herrn, der sich hierher zurückziehen, aber unbekannt bleiben wolle. Der Herr Amtmann wisse um alles, sonst habe sich niemand darum zu kümmern. Sie können denken, welches Aufsehen, welche Unruhe das in der Stadt erregte."

„Natürlich!“ sagte der Gast, indem er mit anscheinender Ruhe von den Speisen zulangte, die eine reinliche Magd, nachdem sie den Tisch gedeckt, ihm vorgesetzt hatte.

„Gewiß,“ fuhr der Wirth fort. „Man will doch wenigstens den Namen seiner Mitmenschen wissen, auch ob sie reich oder arm sind und dergleichen. Zudem erfuhr man von Tischler und Tapezierer, das Haus werde zwar mit dem nothwendigsten Hausrath, doch nur in der einfachsten Weise ausgestattet. Als alles im Stande war, schloß Levi das Haus zu, und so blieb es einige Zeit unbewohnt stehen.“

„Ohne Aufsicht?“ fragte der Gast. „Wenn nun Diebe eingebrochen wären.“

„Das kommt so leicht nicht vor,“ entgegnete der Wirth, „und kommts einmal vor, wird es bald entdeckt, gerade weil man jeden kennt. Nun, eines Morgens zeigte sich eine fremde ältliche Person, Magd oder Haushälterin, machte in der Stadt allerlei Einkäufe für den Haushalt und gestand auf ernstliches Befragen, es sei für ihren Herrn, der in jenes Haus eingezogen sei. Seinen Namen wollte sie aber nicht nennen, so sehr man auch in sie drang. Der Nachtwächter erzählte hernach, beim Juden Levi sei in der letzten Nacht ein Reisewagen vorgefahren, Levi habe noch gewacht und Licht gehabt, sei sogleich mit einer brennenden Laterne herausgekommen, eingestiegen und mitgefahren nach dem Hause außer der Stadt, später aber allein zurückgekehrt. Natürlich gingen bald viele hinaus, um den neuen Stadtnachbar wenigstens

einmal zu sehen, ich bin selbst dort gewesen, aber die Hausthür war geschlossen, alle Fenster waren verhängt, und über die hohe Gartenmauer konnte man in unserer flachen Gegend auch nicht sehen."

„Hat er sich denn nie blicken lassen?" fragte der Fremde. „Nicht in der Stadt oder sonst irgendwo?"

„Niemals," sagte der Wirth. „Aber gesehen hat man ihn doch, wenn auch nur von ferne. Ja, ich habe ihn dies Frühjahr sogar genau beobachten können."

„So? Wie hängt das denn zusammen? Wie sah der sonderbare Herr aus?" —

„Lassen Sie sich erzählen!" fuhr der Wirth fort. „Es war nicht lange nach seinem Einzuge, als der Thürmer erzählte, man könne ihn in seinem Garten vom Kirchthurme aus arbeiten sehen. Nun, das wollte man doch auch sehen und stieg dazu die hohen steilen Treppen hinauf, aber man sah nicht viel mehr als einen kleinen schwarzen Punkt, der sich hin und her bewegte. Im letzten Winter aber geschah es, daß ein reisender Opticus bei mir einkehrte, der in der Stadt so schlechte Geschäfte machte, daß ich mich bei seiner Abreise mit einem kleinen, aber recht guten Perspectiv mußte bezahlen lassen. Damit habe ich eines Tages den Thurm bestiegen und den alten Herrn so genau betrachtet, als ob er keine zwanzig Schritt weit vor mir stände." —

„Es ist also ein alter Herr?" —

„Ohne Frage. Haar und Bart sind schneeweiß, auch geht er gebückt und ist sehr abgezehrt. Er grub

gerade ein Beet um und seine Bewegungen waren recht langsam."

„Von seinem Gesichte," meinte der Gast, „konnten Sie natürlich nichts erkennen."

„Doch!" war die Antwort. „Es ist blaß und eingefallen, hat große, dunkle, tiefliegende Augen und eine Habichtsnase. Unter dem linken Auge konnte ich sogar ein Mal entdecken, vielleicht eine alte Narbe. Ich versichere Sie, ich habe es keinen Augenblick bereut, daß ich das Perspectiv in Zahlung angenommen. Es ist ganz vorzüglich."

Der Gast hatte währenddem sein Nachtessen beendigt, und sagte mit mehr Lebhaftigkeit, als er noch gezeigt: „Sie sind ein vortrefflicher Wirth, Sie wissen ihre Gäste prächtig zu unterhalten. Ich denke zwar morgen weiter zu reisen, aber Sie haben mir das Haus des sonderbaren Herrn so interessant gemacht, daß ich es vorher doch noch in der Nähe ansehen will."

Der Wirth beschrieb ihm den Weg dahin, der leicht zu finden sei, und holte dann das Fremdenbuch und Schreibgeräth herbei. Nachdem der Gast sich als H. Meyer, Farmer aus Amerika, dessen Reisezweck Geschäfte seien, eingezeichnet hatte, machte ihm der Wirth eine besondere Verbeugung, denn nach seiner Meinung mußte ein Reisender aus Amerika, er mochte aussehn wie er wollte, immer ein reicher Mann sein. Gern hätte er ihn noch nach der Art seiner Geschäfte gefragt, aber jener stand auf und verlangte zu Bett. So konnte er denn nur ein Licht

anzünden, ihn nach seinem Zimmer im oberen Stock bringen und gute Nacht wünschen. Bald darauf lag das ganze Haus im Schlaf.

Am andern Morgen ließ sich der Fremde das Frühstück auf sein Zimmer tragen und verweilte ziemlich lange dabei. Dann kam er herunter, überreichte dem Wirth die wohlverschlossene Jagdtasche zur Aufbewahrung und begab sich auf den Weg nach dem besprochenen Hause. Eine kurze Nebenstraße führte ihn schnell aus dem Städtchen, und draußen erkannte er in einiger Entfernung das einsam stehende Haus sofort an den verhängten Fenstern und der hohen Gartenmauer.

Mit einem grimmig triumphirenden Lächeln, das seine Züge keineswegs verschönte, eilte er den wenig betretenen Graspfad zwischen Hecken dahin bis an die Thür des Hauses. Er wollte sie öffnen, fand sie aber verschlossen und klopfte dann heftig mit seinem Stocke daran. Nach kurzem wurde sie von innen aufgemacht, doch nur so weit, daß in der Spalte das ehrliche Gesicht der alten Haushälterin erscheinen konnte. Ehe diese aber Zeit fand, ihn abzuweisen oder um sein Anliegen zu befragen, stieß er mit der Faust die Thür vollends auf und drang in das Haus, während die schwache Alte entsetzt zurückstrauchelte.

„Sein Sie ganz ruhig!“ sagte der Eingedrungene mit gedämpfter Stimme. „Ich bin ein alter Bekannter des Herrn von Seldrichshausen und muß ihn sprechen.“

Sie blickte ihn erstarrt an. Er ging rasch an ihr

vorüber nach der Thür des an der Gartenseite gelegenen Wohnzimmers. Die Strohmatte vor dem Eingange hatte es ihm verrathen. Ohne anzuklopfen trat er hinein.

Der Bewohner, ganz wie der Wirth ihn beschrieben, eine schwarz gekleidete, große, hagere, vorgebeugte Gestalt, hatte sich soeben von dem Stuhle, dem einzigen in dem Zimmer, erhoben, um nach dem ungewohnten Gelärm an der Hausthür zu sehen. Da trat der Fremde ein. Todtenbleich starrte ihn der alte Herr an, sank dann wie gelähmt auf den Stuhl zurück und rief mit hohler Stimme: „Paßhut!"

„Ja, Paßhut, gnädiger Herr," sagte jener; „und Sie haben es Paßhut schwer gemacht, den Herrn von Feldrichshausen endlich aufzufinden. Viele Wochen lang habe ich von Ort zu Ort herumgesucht. Aber Sie sehen, ich verstehe es noch immer, das Wild in seinem Lager aufzuspüren."

Der greise Edelmann fuhr zusammen und schwieg. Paßhut sah sich in dem Zimmer um. Ein Stuhl, ein Tisch mit einer aufgeschlagenen Bibel und einem Glase Wasser, ein verschlossener Schrank und an der Rückwand ein runder eiserner Ofen, weiter war nichts in dem Gemache zu erblicken.

„Warum bist du zurückgekehrt aus Amerika?" fragte der alte Herr nach einer Weile.

„Ich hatte dort kein Glück," erwiderte Paßhut. „Ich habe allerlei versucht, meine Frau auch, aber nichts wollte einschlagen. Briefe an Sie kamen unbeantwortet zurück. Darum nahm ich mein Letztes zusammen und wir kamen damit wieder nach Deutschland."

„Warum suchst du mich auf? warum dringst du in meine Einsamkeit? Was willst du?"

„Geld!" war die kurze Antwort. –

„Wo sind denn alle die Tausende geblieben, die ich dir gegeben und nachgeschickt?"

„Das ist jetzt gleichgültig," sagte Paßhut finster. „Wir hatten in den Städten kein Glück, wurden betrogen und verloren durch Bankerotte. Dann wurde ich Pelzjäger und zuletzt kaufte ich weit im Westen eine Farm. Auch damit wollte es mir nicht gelingen. Die Arbeit war zu hart und lohnte nicht. Ich verkaufte wieder, und kurz, gnädiger Herr, wir sind jetzt wiedergekommen, meine Mittel gehen zu Ende, und Sie müssen mir nothwendig wieder mit einigen Tausenden helfen."

Der alte Herr trank ein wenig Wasser, suchte sich mit einem langen Blick gen Himmel zu sammeln und erwiderte dann: „Auch wenn ich es noch könnte, thäte ich es nicht. Aber ich kann es nicht mehr."

„Was?" rief Paßhut. „Sie nicht, der das schönste Rittergut der Welt geerbt hat, und durch mich?"

„Seit Jahren," fuhr der Edelmann fort, „ist kein Pfennig aus dem Gute in meine Hände gekommen. Ich habe es längst ohne den kleinsten Vorbehalt auf meinen Sohn übertragen und besitze nicht mehr, als ich vor der unseligen Erbschaft besaß."

„So?" sagte Paßhut grimmig. „Und damit denken Sie mich abzufinden?"

„Paßhut!" sagte der Herr mit zitternder Stimme.

„Ich kenne unser Verbrechen. Mein Theil daran, den ich täglich mit Thränen bereue, ist gewiß strafwürdiger vor Gott als der deine. Er ist es aber nicht vor den Menschen. Würde es entdeckt, so weißt du, was du zu erwarten hättest. Mich würde bis zu meinem vielleicht nahen Ende nur eine Gefängnißhaft treffen, die in mein jetziges Leben kaum eine Veränderung brächte. Für mich persönlich hoffe ich in diesem Dasein nichts mehr, fürchte aber auch nichts mehr. Ja, Mensch, es würde mir eine Erlösung sein, wenn ich noch auf Erden leiden könnte, was meine Thaten werth sind, und ich hätte längst alles zur Anzeige gebracht, hielte mich nicht die Rücksicht, nicht die Liebe zu meinem einzigen Sohne davon ab, den ich, was auch zu meiner Buße gehört, seit fünfzehn Jahren nicht gesehen habe und der in glücklicher Unwissenheit sich eben jetzt vermählen will.“

Paßhuts kleine Augen blitzten auf, wie von einer neuen Entdeckung. Nach kurzem Schweigen sagte er dann: „Nun, gnädiger Herr, wie wärs denn, wenn ich eben so viel, wenn ich noch mehr Lust hätte, die Geschichte zur Anzeige zu bringen? Ich brauche auf niemand Rücksicht zu nehmen. Aber meinen Sie denn, ich wäre ohne Zweck aus dem fremden Lande wiedergekehrt, wo ich in aller Sicherheit war? Ich bin vom Unglück zu viel herumgehetzt, um nicht dieses Lebens müde zu sein, und ehe ich mit meinem Weibe herumgehen und betteln soll, bringe ich lieber alles vor die Gerichte. Dann habe ich wenigstens ein sorgenfreies Unterkommen. Hin-

gerichtet — setzte er mit einem widrigen Lächeln hinzu — wird in unserm Lande niemand mehr. Adieu, Herr von Seldrichshausen."

„Bleib, Mensch!" sagte der greise Mann, indem er bebend aufstand." Um meines Sohnes willen, nur um meines geliebten Sohnes willen, Gott weiß es, nicht meinetwegen, will ich noch einmal dein Schweigen erkaufen. Die früheren Summen stehen mir nicht mehr zu Gebot, aber was ich vermag sollst du haben."

Er begab sich in das angrenzende Schlafzimmer, und Paßhut, der gar nicht die Absicht gehabt, vor Erreichung seines Zweckes fortzugehen, rieb sich vergnügt die Hände. Er war darauf gefaßt, diesmal nur einen verhältnißmäßig geringen Betrag zu erhalten, er hatte aber auch schon einen neuen Plan gefaßt, der ihm reichere Beute versprach. Dem nachsinnend ging er in dem Zimmer umher, bis der alte Herr zurückkam und ihm eine Anweisung an den Handelsmann Levi hinreichte. Da Paßhut durch die darauf angegebene Summe seine Erwartung übertroffen fand, steckte er das Papier mit einer halben Verbeugung ein.

„Paßhut," sagte der Edelmann, „hast du in dem Orte meinen Namen genannt?"

„Bewahre!" erwiderte jener. „Da ihn keiner in der Stadt kannte, so merkte ich wohl, daß Sie ihn nicht genannt wissen wollen. Es ist auch das beste und Sie wissen, daß ich schweigen kann. Nun adieu, gnädiger Herr. Eine Zeitlang wird das Geld wohl vorhalten."

Nach diesen Worten verließ er das Zimmer und das Haus, um in der Stadt das Geld zu erheben, im Gasthofe zu bezahlen und sich dann in eine andere Gegend zu begeben, wo er ein verkäufliches Bauerngut zu finden hoffte.

Die alte Haushälterin war in großer Herzensangst vor dem Hause hin und her getrippelt, bis sie den Fremden wieder herauskommen sah, der ohne sie zu beachten an ihr vorüber nach der Stadt ging. Nun eilte sie wieder hinein, verschloß die Hausthür und lief zu ihrem Herrn. Er stand im Eingange seines Schlafzimmers, Arm und Kopf an die Thürpfosten gelehnt.

„Großer Gott, gnädiger Herr!“ rief sie. „Ihnen ist doch nichts geschehen? Der Mann kannte Ihren Namen, stieß mich von der Thür weg und drang mit Gewalt herein. Was sollte ich da thun?“

Der Herr beruhigte sie mit einigen Worten und hieß sie gehen. Dann trat er in sein Schlafgemach, setzte sich auf das Bett und ließ die lange vergangenen Begebenheiten wieder vor seinem Geiste vorübergehen; schreckliche Begebenheiten, die er so oft mit Schauder durchgedacht, die Paßhuts unerwartetes Wiedererscheinen ihm jetzt auf das andringendste abermals vergegenwärtigte. Wie wechselnde Visionen stiegen sie in ihm auf, die er bald schneller entließ, bald länger festhielt. Es wird jedoch angemessen sein, sie hier in geordneter Folge zu erzählen. —

In der Familie Feldrichshausen vererbte das große Majorat Breiterode jedesmal auf deren ältestes Mitglied. Sie war in der Jugend unsres Einsiedlers, welcher

Werner hieß, aus einem ziemlich zahlreichen Bestande rasch zusammengestorben und nur zwei jenes Namens lebten noch, Werner und ein sehr weitläuftiger Vetter Rudolf. Auf den letzteren, als den früher geborenen, war das Majorat übergegangen.

Werner hatte von anderen Verwandten so viel geerbt, daß er es für unnöthig hielt, nach wild durchlebten Universitätsjahren eine Anstellung zu suchen. Er besaß eine Menge kleiner Talente, die ihn beschäftigten und in geselligen Kreisen der Hauptstadt beliebt, mitunter unentbehrlich machten. Damit vertändelte er eine Reihe Jahre, während er da und dort ein vorübergehendes leidenschaftliches Verhältniß anknüpfte, das ihn unterhielt, wenn es auch sein Gemüth nicht ausfüllte. Endlich gewann ein armes überaus liebenswürdiges Fräulein seine innige Liebe. Sie wurde erwidert, Hindernisse waren nicht vorhanden und die Verbindung wurde geschlossen.

Werner war kein Verschwender, allein er hatte bis dahin seine Einkünfte aufgebraucht, ohne viel zu rechnen. Dadurch hatte er sich an allerlei Bedürfnisse und Genüsse gewöhnt, in denen er sich erheblich beschränken mußte, um die Kosten eines Haushaltes zu bestreiten. Als ihm in den nächsten Jahren zuerst eine Tochter, dann ein Sohn, dann abermals eine Tochter geboren wurden, mußte er sich noch größere Entsagungen auferlegen. Aus Liebe zu den Seinigen that er es, ja es stimmte ihn ernst und er fing an sich um Dinge zu kümmern, die seinem früheren, oft an Leichtsinn streifen-

den Treiben sehr fern gelegen hatten. Dabei aber war ihm, als bedürfe er eines Gegengewichts, und unglücklicher Weise suchte er dies im Genuß des Weins, dem er sich, ungeachtet der sanften Vorstellungen seiner trefflichen Frau, allmählig immer mehr hingab.

Erfahrungen, die ihn hätten heilen sollen, trieben ihn nur noch mehr hinein. Es kamen ungünstige Zeiten, mehrere seiner Schuldner wurden unfähig zu zahlen, er hatte beträchtliche Verluste, mußte Schulden machen und gerieth in wirkliche Bedrängniß. Aus zärtlicher Liebe zu seiner Frau verheimlichte er ihr seine Lage, aber Angst, Sorge, unausführbare Pläne erfüllten seine Tage, die würdigen hohen Gegenstände, denen er sich eine Zeitlang zugewendet hatte, verschwanden aus seinen Gedanken, und an den Abenden suchte er sich in Gesellschaften, zu denen man ihn immer noch gern einlud, oder im Weinhause durch reichliches Trinken zu betäuben.

Um diese Zeit geschah es, daß der Majoratsherr Rudolf von Seldrichshausen seinen Aufenthalt in der Stadt nahm. Er war wenig älter als Werner und unvermählt. Aber wüste Jahre lagen hinter ihm, durch Ausschweifungen aller Art hatte er sich an Leib und Seele ausgehöhlt und zerrüttet, und doch würde er noch immer ein schöner Mann gewesen sein, hätten nicht Hochmuth, Lebensüberdruß und Langeweile seine ursprünglich edlen Züge entstellt. Indeß ließ er sich auch nirgends blicken und verließ das Haus höchstens zu einer Spazierfahrt im verschlossenen Wagen.

Die Kunde von seiner Ankunft war für Werner wie ein Lichtstrahl. Kannte er auch den Vetter persönlich noch nicht, so hoffte er doch zuversichtlich, der reiche Majoratsbesitzer werde ihm schon um der Familienehre willen seinen Beistand nicht versagen. Und eben jetzt hatten seine Verwickelungen sich aufs bedenklichste gesteigert. Ein harter Wechselgläubiger drohte ihm in naher Zeit mit Verhaftung, und alle Mittel, sich davor zu retten, waren fehlgeschlagen.

Er begab sich nach der Wohnung des Vetters und beauftragte dessen Jäger — es war Paßhut — ihn anzumelden. Der Jäger kam mit der Nachricht zurück, der gnädige Herr sei nicht zu Haus. Dreimal, und zu verschiedenen Tageszeiten, wiederholte Werner seinen Besuch. Jedesmal erhielt er denselben Bescheid. Aber unverkennbare Zeichen bewiesen ihm, es sei eine Unwahrheit und man wolle ihn nicht sehen.

Sein Inneres kochte. Dennoch suchte er sich zu bezwingen. Nicht seinetwegen, nur um seiner theuern Frau, um seiner lieben Kinder willen. Er schrieb an den Vetter, er stellte ihm offen seine Lage dar und erkannte über dem Schreiben selbst erst ganz, wie verzweifelt sie sei. Am Nachmittage sandte er den Brief ab und wartete bis zum Abend vergeblich auf Antwort. Dann ging er und trank, trank bis zum Uebermaß in die Nacht hinein.

Bei der Heimkehr traf er an seiner Hausthür einen Menschen, der ihn scharf ins Auge faßte, dann den Hut zog und ihm eine Visitenkarte überreichte. Es war Paßhut,

der Jäger. Werner erkannte ihn, ergriff hastig die Karte und trat damit unter eine Laterne. Sie zeigte den Namen des Majoratsherrn und ein Vermerk wies auf die Rückseite. Auf dieser stand geschrieben: „Wie man sich bettet, so schläft man. Besuche werden nicht angenommen, fernere Briefe auch nicht. Borgen Sie auf meine Erbschaft."

Grimmiger Haß und wilde Verzweiflung gährten in Werners Busen auf. Einen Augenblick verließen ihn die Sinne. Als er wieder zu sich kam, fand er sich von Paßhut gestützt. Er machte sich los, hub die Karte, die ihm entfallen war, von der Erde auf, sah sie nochmals an und sagte: „Das ist eine tödtliche Beleidigung. Das fordert Blut. Sage deinem Herrn das."

„Sie haben Recht," versetzte der Jäger; „aber der Herr schlägt sich nicht. Ich weiß das." –

„Dann werde ich zu ihm dringen und ihn niederschießen wie einen Hund." –

„Sprechen Sie leiser, gnädiger Herr! Aber ist das Ihr Ernst?" –

„Ich schwör' es dir. Und auch das kannst du ihm sagen." –

Der Jäger sah ihn prüfend an und sagte darauf: „Gnädiger Herr, Sie haben mir so viel gesagt, daß ich Ihnen auch etwas sagen kann. Aber hier gehen noch zu viele Menschen vorüber. Wollen Sie mit mir durch die nächste Gasse einen Augenblick in die einsamen Anlagen gehen?"

„Was ist es? Gut. Gieb mir deinen Arm!" flüsterte

Werner und ließ sich in fast besinnungslosem Zustande von Paßhut an einen einsamen, durch dichtes Gebüsch völlig dunklen Platz der städtischen Anlagen führen.

Hier begann der Jäger: „Gnädiger Herr, Sie wollen ihn erschießen. Das wäre mir schon recht. Ich hasse ihn wegen alter Geschichten und bin nur bei ihm geblieben, um Gelegenheit zur Rache zu finden. Aber klug ist Ihr Vorhaben nicht. Die nächste Folge würde eine vieljährige Gefängnißstrafe sein, und meinen Sie, man würde Ihnen die große Erbschaft des Mannes ausantworten, dem Sie selbst das Leben genommen hätten?"

Ein verzweiflungsvolles Stöhnen war Werners Antwort.

„Sie sollen Ihre Rache haben," fuhr Paßhut fort, „und die reiche Erbschaft obendrein. Ich kanns ihm anthun ohne in Verdacht zu kommen. Alle Ihre Wünsche können erfüllt werden. Was geben Sie mir, wenn ich ihn aus der Welt schaffe?"

Einen Augenblick stockte der unglückliche Edelmann. Aber von seinem Weinrausche, von dem Drohenden seiner Lage, von der Wuth über die erlittene Behandlung, von der Aussicht auf die glänzende Erbschaft verwirrt, geblendet und fortgerissen, antwortete er: „Zehntausend Thaler, so wie ich das Majorat habe." —

„Auf Ihr Ehrenwort?" —

„Auf Ehrenwort!" —

„Gut, gnädiger Herr. Ich verlasse mich darauf. Und verlassen Sie sich auf mich."

Damit eilte er fort und Werner blieb in der Finsterniß allein. Noch fühlte er nicht, was er gethan. Noch durchwogte ihn nur wilder Durst nach Rache und der Gedanke an den Anfall des Majorats, der alle seine Geliebten in die glücklichste Lage bringen werde. Er tappte sich aus dem Dunkel heraus, da er aber bemerkte, daß er am ganzen Körper zittere, ging er noch einmal in das Weinhaus, leerte hastig abermals eine Flasche und taumelte dann völlig betäubt nach Hause und auf sein Lager.

Am folgenden Morgen fand ihn seine Frau in heftigem Fieber, sprachlos und besinnungslos. Der Arzt wurde geholt, untersuchte, verordnete allerlei, fand jedoch den Zustand nicht bedenklich. Seine Mittel aber wirkten nicht, am nächsten Tage mußte er andere versuchen. Erst am dritten Tage kam der Kranke wieder zum Bewußtsein, fand sich im Bette, einen Eisumschlag auf der Stirn, den Bader beschäftigt, ihm den Arm zu verbinden, an dem er ihm zur Ader gelassen, die Frau und der Arzt standen am Bette. Zunächst fühlte er nur die Gegenwart und beantwortete einige Fragen des Arztes zu dessen Zufriedenheit. Als er dann aber seine Gedanken sammelte, trat die nächtliche Verabredung wie ein furchtbares Gespenst vor ihn hin. War das denn nicht ein bloßer Traum, nicht ein wüstes Fieberbild gewesen? Aber nein! So verworren die Erinnerung daran auch auftauchte, es war Wirklichkeit. Erst gestern, so dünkte es ihn, war es geschehen. Sofort stand auch sein Vorsatz fest, den Jäger aufzusuchen, alles zu widerrufen, den Bedrohten

vor dem gefährlichen Menschen zu warnen. Er verlangte aus dem Bette, er müsse sich ankleiden, er habe ein unaufschiebliches Geschäft in der Stadt. Daran sei heute nicht zu denken, sagte der Arzt; vielleicht morgen, wenn er sich ruhig halte. Werner protestirte, aber er fühlte selbst, daß es ihm noch unmöglich sein werde. Doch schien er so erregt, daß der Arzt einen frischen Eisumschlag auflegen ließ und ihm selbst ein schlafwirkendes Mittel eingab. Dann ließ man ihn allein, und trotz seiner innern Unruhe, seiner Reue, seiner Angst, seiner ringenden Gedanken, wirkten beide Mittel doch bald. Er sank in einen tiefen heilsamen Schlaf, der den ganzen Tag und die folgende Nacht anhielt.

Am Morgen erwachte er so gestärkt und erkräftigt, daß er aufstehen und mit Hülfe seiner guten Frau sich ankleiden konnte. Seinem Ausgehen widerredete sie, aber er wollte sich nicht halten lassen. Da erschien im Hause ein Gerichtsbote, der ihm, eben da er hinaustreten wollte, die Nachricht brachte, der Majoratsherr von Seldrichshausen habe sich erschossen und die Herren vom Gericht ließen dessen einzigen Verwandten und notorischen Erben ersuchen, nach dem Hause des Verblichenen zu kommen.

„Er selbst hat es gethan? Er hat sich selbst erschossen?" rief Werner.

„Ja freilich," antwortete der Gerichtsbote; „daran ist durchaus nicht zu zweifeln."

„Sagen Sie, ich würde sogleich kommen," versetzte jener und der Mann ging.

So war der Todte denn durch Selbstmord dem Mordplane zuvorgekommen und dieser in nichts zerstoben. Werner athmete auf wie nach einem Erstickungsanfalle, wie erlöst von einem fürchterlichen Bann. Ohne Säumen begab er sich nach dem bekannten Hause.

Die Beamten und der Gerichtsarzt waren in dem Wohnzimmer und noch mit der schriftlichen Aufnahme beschäftigt. Das Thatsächliche war schon untersucht und festgestellt, auch das Dienstpersonal verhört. Sie empfingen Werner mit anständigem Ernst, theilten ihm das Ergebniß der Untersuchung mit und führten ihn in das Schlafzimmer, wo er den Todten halb bedeckt auf seinem Bette erblickte, wo alles noch stand und lag, wie zuerst die Dienerschaft und dann die Beamten es vorgefunden hatten.

Der Entseelte hielt mit der Rechten noch das Pistol umklammert, dessen Schuß genau ins Herz gegangen war und den augenblicklichen Tod herbeigeführt haben mußte. Auf dem Tische vor dem Bette stand ein offenes Mahagonikästchen mit einem zweiten geladenen Pistol. Daneben lag eine gefüllte Geldbörse und eine kostbare goldne Uhr.

Der Jäger Paßhut war während des blutigen Ereignisses in einem Vorzimmer beschäftigt gewesen und hatte den Schuß gehört, doch anfangs geglaubt, er sei im Hofe gefallen. Erst als er hinausgeblickt und dort niemand gesehen, hatte er sich mit Schrecken erinnert, daß sein Herr schon seit mehreren Nächten das Pistolenkästchen mit in das Schlafzimmer genommen habe. Nun habe er sich

eilig dahin begeben, habe gesehen, was der Herr gethan, habe die übrige Dienerschaft herbeigerufen, und sei dann sofort zu den Behörden gelaufen, um die Sache zur Anzeige zu bringen.

In der größten Spannung und bestürmt von den widersprechendsten Empfindungen sah und hörte Werner dies alles. Nach Schluß der Untersuchung meinte der vorsitzende Beamte, da nun erwiesenermaßen ein Selbstmord vorliege, so möge Werner als nächster Verwandter ein stilles Begräbniß anordnen. Er versprach dies und eilte nach Haus.

„Liebe Frau! liebe Kinder!" rief er, als er bei den Seinigen eintrat. „Wir sind reich. Das Majorat ist unser. Aber es ist entsetzlich. Vetter Rudolf hat sich selbst erschossen."

Dabei zitterte er und die Thränen stürzten ihm aus den Augen, aber weder aus Schmerz über den Todten noch aus Freude über die Erbschaft, sondern aus Reue über den furchtbaren nächtlichen Plan. Die Seinigen, selbst höchlich aufgeregt, suchten ihn zu beruhigen. Umsonst. Er hatte keine Ruhe. Er mußte etwas vornehmen, das seine Gedanken abzog, so erschöpft er sich auch körperlich wieder fühlte. Er holte seine Familienpapiere hervor und fuhr damit zu einem Sachwalter, den er mit der Ordnung der Erbschaftsangelegenheit beauftragte. Dann bestellte er das Begräbniß. Dann fuhr er zu verschiedenen Gläubigern. Er fand sie auffallend nachgiebig und höflich, denn die Tagesblätter hatten schon den Tod des

Majoratsherrn erzählt und ihn als dessen Nachfolger bezeichnet.

Am Abend stand er wieder vor dem Weinhause, ohne sich zu erinnern, daß er es habe aufsuchen wollen. Aber er betrat es nicht, er drehte sich hastig um und schlich davon. Er wußte, daß der grauenvolle Plan nur aus dem betäubenden Weinrausche habe entstehen können. Ein solcher Zustand sollte ihn nie wieder überkommen.

Als er nach Hause kam, wartete jemand auf ihn. Es war der Jäger Paßhut, der ihn unter vier Augen zu sprechen wünschte. Entsetzlich! Was wollte der Mensch jetzt noch? Aber Werner fühlte, daß er ihn nicht abweisen könne. Er nahm ein Licht, ging in sein Zimmer mit ihm und schloß die Thür ab.

„Nun, gnädiger Herr," begann Paßhut, „was Sie verlangten, ist geschehen. Meinerseits habe ich unsern Contract erfüllt und ich denke, ich habe es geschickt genug gemacht, so daß alle Welt so gut wie das Gericht glauben muß, er habe sich selbst erschossen."

Werner starrte ihn an, ohne ein Wort hervorbringen zu können.

„Er schlief noch fest," fuhr der Jäger fort, als ich den Pistolenkasten vor sein Bett setzte, und mein Schuß war so sicher, daß er dabei kaum aufzuckte. Dann drückte ich ihm schnell das Pistol zwischen die Finger und lief zu den andern Leuten."

„Verruchter Mörder!" stammelte Werner.

„Nun," entgegnete Paßhut mit einem listigen Auf-

blitzen seiner kleinen Augen, „Sie haben mich gedungen und ich habe mich dingen lassen. Von selbst hätte ich so etwas natürlich nie gethan, aber zehntausend Thaler können einen armen Menschen schon verführen. Wenn es herauskäme, so glaube ich nicht, daß die Gerichte zwischen uns beiden einen großen Unterschied machen würden.“

Der Edelmann schauerte zusammen. Ja, es war so. Er konnte nichts darauf antworten.

„Darum weiß ich auch recht gut,“ fuhr jener fort, „daß Sie mich ehrlich bezahlen müssen. Dann verheirate ich mich und gehe nach Amerika, um da mein Glück zu versuchen. Hier könnte es auffallen, daß ich so viel Geld hätte. Ich weiß wohl, daß ich es nicht eher erhalten kann, als bis Sie im Besitz der Erbschaft sind. Dann werde ich mich melden. Werden Sie dann zahlen?“

Nur mit Aufbietung aller Kräfte konnte Werner die beiden Silben hervorbringen: „Ja! — Geh!“ —

Paßhut gehorchte, sagte ihm Lebewohl, schloß die Thür auf und entfernte sich.

Nach einer Stunde fanden Frau und Kinder den unglücklichen Edelmann besinnungslos am Boden liegen. Unter Angst und Wehklagen schaffte man ihn ins Bett. Die furchtbaren Erschütterungen des Tages, die Aufregung der ganzen letzten Zeit hatten eine lange schwere Krankheit zur Folge. Mehr als einmal bezweifelten die Aerzte seine Genesung. Dennoch genas er. Inzwischen war die Erbschaft geordnet, waren seine Schulden bezahlt und er hatte, wenn auch unter den heftigsten Seelen-

kämpfen, gesorgt, daß das Blutgeld bereit lag. Auch kam der Tag, da Paßhut mit frecher Sicherheit erschien und es in Empfang nahm. Ein bedenklicher Rückfall in die eben überstandene Krankheit warf Werner abermals auf das Lager.

Endlich ward er für hergestellt erklärt und die Familie verließ die Hauptstadt, um ihren Wohnsitz auf dem Majoratsgute zu nehmen. Nur Kurt, der einzige Sohn, blieb zurück. Er wollte sich dem Offizierstande widmen, wurde einstweilen einer vorzüglichen Erziehungsanstalt anvertraut, und der Vater trennte sich unter heißen Thränen von ihm.

Das prächtige, reich ausgestattete Schloß war ein freudeloser Aufenthalt für den neuen Besitzer. Eine tiefe Melancholie schien ihn ergriffen zu haben und ängstigte seine Angehörigen. Nach und nach gewöhnten sie sich daran. Ihm selbst aber waren die Tage wie eben so viele Nächte und er ging bleich und gebeugt unter der Last seines Schuldbewußtseins umher. Auch blieben äußere Mahnungen an den Mord nicht aus. Paßhut preßte ihm von Amerika aus mehrmals noch bedeutende Geldsummen ab.

So waren mehrere Jahre vergangen, als in der Umgegend eine gefährliche Epidemie ausbrach. Sie ergriff fast gleichzeitig die edle Frau von Feldrichshausen und ihre beiden blühenden Töchter, und innerhalb einer einzigen Woche waren alle drei dahingerafft.

Und jetzt erst, als Werner erschöpft von Aengsten,

Nachtwachen und Jammer an der Gruft seiner Geliebtesten stand, jetzt erst, als er in den großen leeren Zimmern sich ganz vereinsamt fühlte in dieser Welt, als er sich sagte, daß alles, was seine theuren Begrabenen und ihn selbst getroffen, in engstem Zusammenhange stehe mit seiner furchtbaren Schuld, — erst jetzt ging jene Wandlung in ihm vor, um deretwillen er allem entsagte, was diese Schuld ihm eingetragen, um deretwillen er zu Gunsten seines noch minderjährigen Sohnes auf das Majorat verzichtete, sich mit dem Ueberrest seines früheren Vermögens nach dem abgelegenen Städtchen zurückzog, um hier sich unbekannt und in einsiedlerischer Buße auf sein Ende vorzubereiten. —

Das war die Vorgeschichte des früh ergreiseten Edelmannes, deren Erinnerungen ihn mit aller Macht wieder erfaßten, als er nach dem erschütternden Wiedersehen Paßhuts einsam in seiner Kammer auf dem Bette saß. Und wie entsetzlich, daß dieser Mensch wieder aufgetaucht war, daß er seinen Aufenthalt entdeckt hatte, daß eine so erniedrigende, so fluchwürdige Verbindung wieder angeknüpft war! Er hatte zu lange in einsamster Abgeschlossenheit zugebracht, um einen Auftritt wie den eben erlebten, um dieses Anstürmen von Vergangenheit und Gegenwart zu ertragen, ohne dadurch dem Wahnsinn nahegebracht zu werden.

Ein verzweifelnder Grimm gegen sich selbst, ein tiefer Ekel am Leben, am Weiterleben, erfaßte ihn. Er stand auf, kehrte sich um und richtete einen langen Blick auf

die geladene Büchse, die über seinem Bette hing. Es war ein Moment der mächtigsten Versuchung. Aber er rang sich los. Nein! rief es in ihm. Kein neues Verbrechen kann ein altes sühnen. Nicht wie Judas will ich mich an mir selbst rächen, nicht darin dem Verruchtesten gleich werden. Er wandte sich um und blickte gen Himmel. Er fiel auf die Kniee, er erhob die gefalteten Hände, seine Thränen flossen und kaum gelispelte, aber heiße, gewalt'ge Worte strömten von seinen Lippen nach oben.

So lag er lange. Und als er endlich sich wieder aufrichtete, that er es mit dem festen Entschluß, alles, was auf Erden ihn für seine Schuld noch treffen könne, mit demüthiger Geduld hinzunehmen. So tief und qualvoll das einst Begangene ihn auch niederdrückte, er wußte, er fühlte etwas in seinem Innern, das keinen Theil daran hatte, das als ein anderes schuldfreies Leben durch heilige Mächte in ihm gewirkt war.

Dennoch waren diese schrecklichen Stunden zu viel für ihn gewesen. Eine plötzliche Entkräftung zwang ihn nieder auf das Bett. Als die Haushälterin ihm das Mittagessen bringen wollte, fand sie ihn zwar bei Besinnung, aber in heftigem Fieber. Einen Arzt zu rufen verbot er ihr, doch ließ er sich ein Arzneimittel reichen, das er vorräthig hatte. Seine ängstliche Pflegerin suchte er zu beruhigen. Aber sie zweifelte nicht, daß eine schwere bedenkliche Krankheit im Anzuge sei.

Wir müssen zu einem andern Krankenlager zurückkehren, an welchem wir Lilli mit freundlich sorgsamer Pflege der Frau Schulze beschäftigt finden.

Sie konnte zwar nur Morgens und Nachmittags auf eine Stunde kommen, ordnete dann aber umsichtig und verständig alles Erforderliche für die übrige Zeit an. Während ihrer Anwesenheit übernahm sie alle Handreichungen für die Kranke und saß dazwischen an ihrem Bette, um ihr liebreich zuzureden oder etwas zu erzählen. Denn obgleich die Frau viel litt, so war sie doch wieder bei Besinnung und nahm Theil an ihrer Umgebung. Doch war es, als ob etwas Schweres auf ihr laste. Sie vermied jede Erwähnung aus ihrem früheren Leben und mitunter traten ihr ohne äußeren Anlaß Thränen in die Augen. Im Uebrigen schien eine unbegrenzte Dankbarkeit gegen Lilli das einzige Gefühl zu sein, das sie beherrschte. Mehrmals ergriff sie die Hand des jungen Mädchens, drückte sie inbrünstig an ihre Lippen und sagte: „So gut ist noch niemand gegen mich gewesen. O daß ich es Ihnen vergelten könnte! Ach, daß ich es nicht kann, gehört auch zu meinem Unglück."

Eines Tages, als ihre Herstellung schon weit vorgeschritten war und die Schmerzen sie verlassen hatten, wollte Lilli soeben wieder zu ihr gehen, als Frau Plenke ihr entgegen kam. „Gehen Sie nicht zu Frau Schulze, gnädiges Fräulein," sagte sie. „Der Mann ist gestern Abend angekommen. Er hat zwar alles, was aufgelaufen war, sogleich richtig bezahlt, aber ich glaube, er

hat sich gegen seine Frau sehr schlecht benommen, denn sie hat seitdem fortwährend geweint. Er ist auch jetzt bei ihr."

Lilli überlegte einen Augenblick, ob sie nicht gerade deßwegen hineingehen und dem Manne zureden solle, der kaum Genesenen zu schonen. Sie getraute sich's jedoch nicht, glaubte auch kein Recht dazu zu haben. So empfahl sie der Hausfrau denn nur, um so aufmerksamer für Frau Schulze zu sorgen, und begab sich nach Hause zurück. —

Es war am Nachmittag desselben Tages, als dem Rittmeister von Feldrichshausen ein Fremder gemeldet wurde, der ihn in Geschäften zu sprechen wünsche. Der Rittmeister ließ ihn eintreten, und gleich darauf erschien der Mann. Er machte keinen angenehmen Eindruck, in seiner Begrüßung lag sogar eine gewisse Frechheit. Jener betrachtete ihn einige Zeit schweigend und sagte dann: „Möchten Sie mir nicht Ihren Namen nennen?"

„Mein Name ist Paßhut," war die Antwort. „Sie werden ihn von Ihrem Herrn Vater gehört haben."

„Niemals!" erwiderte der Rittmeister. —

„Na, er mochte ihn auch lieber verschweigen wollen, hatte aber Grund genug, ihn nicht zu vergessen. Er erkannte mich auch sogleich, als ich ihn vor Kurzem besuchte." —

„Vor Kurzem?" —

„Es sind noch nicht vierzehn Tage, daß ich bei ihm war. Wenn Sie brieflich bei ihm anfragen, wird er es

bestätigen. Mir hat es Mühe genug gekostet, ihn auszukundschaften, da ich in Breiterode nur herausgebracht, in welchem Lande er sich aufhalten solle, aber nicht an welchem Orte.“ — Dabei nannte Paßhut den Namen jenes Landstädtchens.

Der Rittmeister sah ihn betroffen an und fragte dann scharf: „Was hat Ihnen das Recht gegeben, meinen Vater, wie Sie selbst sagen, auszukundschaften und bei ihm einzudringen?“ —

„Nur ruhig, Herr Rittmeister! Sie sollen alles erfahren. Wollen Sie vorher einmal diese drei Briefe ansehen?“

Er zog sie hervor und überreichte sie Seldrichshausen, der sofort die Handschrift seines Vaters erkannte. Sie zeigten ihm, daß der Schreiber jedesmal eine Anweisung auf eine bedeutende Geldsumme an Paßhut nach Amerika gesandt, und in zweien fand sich eine dunkle Andeutung von etwas Schrecklichem, das dem Briefsteller wie dem Empfänger bekannt sei. Er las diese Stellen wiederholt, und jedesmal durchrieselte ihn ein ahnungsvolles Bangen. Dann faltete er die Briefe langsam zusammen und indem er sie zurückgab, sah er Paßhut fest an und sagte: „Was wollen Sie damit?“

„Ihnen zeigen,“ versetzte jener, „daß Ihr Herr Vater große Verpflichtungen gegen mich hat. Er hat mir gesagt, daß er Ihnen Breiterode abgetreten hat. Damit sind dieselben auf Sie übergegangen. Denn sie hängen mit der Nachfolge in Breiterode zusammen.“

„Davon weiß ich nichts," sagte der Rittmeister. —

„Natürlich nicht. Sie wissen ja nicht anders, als daß der frühere Majoratsherr, Rudolf von Seldrichshausen, sich selbst erschossen habe. Ich aber war damals als Jäger in seinen Diensten, und ich kann Ihnen sagen, daß er von einem andern erschossen worden ist, und zwar auf Anstiften des Herrn Werner von Seldrichshausen für den bedungenen Preis von zehntausend Thaler, die der Herr auch richtig bezahlt hat."

„Verläumder! Lügner!" rief der Rittmeister.

„Auf solche Ehrentitel war ich gefaßt, gnädiger Herr," sagte Paßhut mit ruhiger Kälte. „Aber lassen Sie uns von dieser Sache leiser reden. Sie ist nicht für fremde Ohren. Was würden Sie sagen, wenn ich Ihnen den Mann vor Augen stellte, den Ihr Herr Vater damals um den erwähnten Preis zu der That gedungen und für den eine so große Summe bei seiner Mittellosigkeit freilich auch eine unwiderstehliche Verführung war?"

Der Rittmeister sah ihn starr an und antwortete nichts.

„Dieser Mann," fuhr Paßhut fort, „war auch in Amerika. Er hat dort viele Verluste und großes Unglück gehabt, andere Gefahren und rauhe Arbeit haben ihn mürbe gemacht, er ist gealtert und lebensmüde und mit mir nach Europa zurückgekehrt. Er ist entschlossen, jetzt in seiner Hülflosigkeit die Sache zu gestehen und das Geheimniß zu verrathen, das ihm höchstens die Last eines elenden Lebens abnehmen kann, dem Herrn

Werner von Feldrichshausen aber Freiheit und Ehre kosten wird, seinem Sohne auch wahrscheinlich das Gut. Wollen Sie den Mann sehen?"

„Schurke! Du bist es!" sagte Feldrichshausen.

„Welch feine Witterung Sie haben!" versetzte Paßhut unerschüttert. „Allerdings bin ich es, bin auch entschlossen, die That und was damit zusammenhängt zur Anzeige zu bringen, da ich zu nichts mehr tauge und weder betteln noch verhungern will. Sie sehen, ich habe Ihnen die That offen gestanden und bin ganz in Ihrer Hand. Auch ist es mir völlig einerlei, was mir etwa geschieht. Wollen Sie Ihren Vater ins Unglück bringen, so können Sie es nun selbst anzeigen."

Nach diesem Geständnisse Paßhuts, nach den Briefen, nach allem, was er von seines Vaters seltsamer Zurückgezogenheit wußte, konnte Kurt, der Rittmeister, nicht mehr zweifeln, daß jener ihm die Wahrheit gesagt habe. Noch immer stand er aufrecht und blickte Paßhut starr an, aber er war leichenblaß geworden und seine Hände bebten. Es war ein Anblick, der selbst den frechen Besucher einigermaßen zu entwaffnen schien.

„Ich habe geschwiegen," sagte er, „kann schweigen und werde schweigen, wenn Sie mir jetzt helfen, daß ich ohne Noth weiterleben kann. Ihnen wird es ein Leichtes sein. Sie werden den Abgang von vier bis fünf tausend Thalern Kapital nicht verspüren, und dafür ist ein Bauernhof feil, weit von hier, auf dem ich mich zur Ruhe setzen könnte."

Der Rittmeister stand vor ihm wie ein Todtenbild. Er bewegte die Lippen, vermochte aber nicht zu sprechen. Ein minutenlanges Schweigen trat ein.

„Ich sehe," sagte Paßhut endlich, „daß Sie jetzt keinen Entschluß fassen können. Aber ich weiß, Sie werden zahlen, Sie werden Ihren Vater vor Schande und Gefängniß retten. Darum will ich auch heute nicht drängen. Ich will einige Wochen warten und die Zeit benutzen, um über den Ankauf zu verhandeln, denn ich bin gewiß, daß Sie mir die Mittel dazu geben werden. Sie brauchen nur ruhiger zu überlegen. Heute über drei Wochen werde ich mich wieder einstellen. Bis dahin wünsche ich wohl zu leben."

Damit verbeugte er sich, wandte sich um und verließ das Zimmer.

Und noch immer, und noch lange stand Kurt auf derselben Stelle, wie von einem tödtlichen Banne gefesselt. Kein Wort des frechen Mordgesellen war ihm entgangen. Aber was er gehört, was er nicht mehr bezweifeln konnte, war mit so ungeheurem Druck auf ihn gefallen, daß er vergeblich rang, es zu fassen. Lag damit doch auch sein ganzes reiches Lebensglück zertrümmert zu seinen Füßen. Und doch war dies, als er zu sich kam, nicht sein nächster Gedanke. — O mein armer Vater! mein lieber, unglücklicher Vater! Das waren die ersten Worte, die er mehr dachte als sprach, während ein Thränenstrom über seine Wangen lief. Dann erst suchte er mit ernster Zusammenfassung seine eigne Lage zu überdenken

und sich zu fragen, was er thun könne, thun solle, thun müsse. Allein er fühlte, daß er hierzu noch nicht im Stande sei, daß es Tage bedürfen werde, bevor er dazu, dem Unausweichlichen gegenüber, Besonnenheit genug haben werde. Und diese Tage mußte er für sich haben, mußte er für sich allein durchringen können.

Wie er gewohnt war, unter allen Umständen zuerst seiner Pflichten zu gedenken, so zwang er sich auch jetzt, vor allem in vorschriftsmäßiger Weise um einen sofortigen dreiwöchigen Urlaub zu bitten. Als er das Gesuch zugesiegelt hatte und auf sein Klingeln der Diener erschien, dem er es fortzubringen befahl, erschrak dieser bei seinem Anblick und fragte ihn, ob er krank sei. „Nein,“ antwortete er, „krank bin ich nicht, aber ich befinde mich sehr schlecht. Du kannst vielleicht Antwort hierauf zurückbringen. Schicke mir den Reitknecht herauf.“

Der Diener entfernte sich kopfschüttelnd und bald darauf kam der Reitknecht. Der Rittmeister hieß ihn zum Geheimerath von Eibisch reiten mit der Nachricht, sein Herr sei abgehalten, in den nächsten Tagen dort zu erscheinen. Auch der Reitknecht fragte ihn, ob er krank sei. „Nein,“ war die Antwort, „und wenn du gefragt wirst, so sage nur, ich sei gesund.“ Damit schickte er ihn fort.

Als der Diener bald darnach den erbetenen Urlaub brachte, befahl Kurt, heute und bis auf Weiteres jeden Besuch abzuweisen, es möge kommen wer da wolle.

Und so blieb er mehrere Tage allein, nur das Nothdürftigste genießend, bald in seinen Zimmern ruhelos

hin und her gehend, bald da, bald dort sich niederlassend, und immer der grausamen Verflechtung nachgrübelnd, in die er gerathen war, immer mit zerrissenem Herzen abwägend, was Recht, Ehre und Liebe von ihm verlangten. Nach und nach klärten sich seine Gedanken.

Für seinen Vater fühlte er nur das tiefste schmerzlichste Mitleid und kein Vorwurf gegen ihn kam in seine Seele. Wußte er doch nun, warum derselbe seit der Erlangung des Majorats keinen glücklichen Augenblick gehabt, warum er sich desselben so früh und so ganz entäußert, warum er sich eine so schwere Jahrelange Buße auferlegt. Und wie manche früher unverstandene Aeußerung in seinen Briefen, die von der Reue eines zu Gott bekehrten Herzens zeugte, wurde ihm jetzt verständlich! Als treuer und liebender Sohn konnte und durfte er den Vater nicht der Gefahr aussetzen, für eine so bereute und gebüßte Sünde nach so vielen Jahren der öffentlichen Bestrafung anheimzufallen. Dies stand ihm über alles fest.

Aber er sagte sich auch, daß er zu diesem Zwecke das Verlangen des geständigen Mörders erfüllen und dessen ferneres Schweigen bezahlen müsse. Kam dabei auch das Geld in keinen Betracht, so war die Handlung selbst doch so erniedrigend, so gegen alles, was seinen Begriffen von Ehre und Pflicht entsprach, daß er hundert Mal davor zurückbebte, diesen Entschluß zu fassen. Mitwisser eines Mordes zu sein, und ihn zu verheimlichen,

ja seine Verheimlichung von dem schändlichen Mörder zu erkaufen, machte ihn das nicht selbst zum Mitschuldigen? Riß ein solcher Handel mit jenem Elenden seine Ehre nicht in tausend Fetzen? Wenn es dennoch verrathen, wenn es durch einen Zufall entdeckt wurde, durfte er Lilli wieder vor Augen treten? konnte ein Ehrenmann ferner mit ihm dienen? Und o, auch wenn es unentdeckt, wenn es verborgen blieb, hatte er selbst sich damit dann nicht ebenso entehrt und geschändet, als würde es auf allen Gassen ausgerufen? Mußte er dann nicht ebenso auf seine Liebe und auf seinen Dienst verzichten? Ja! Das trat mit eherner Gewißheit vor ihn. An Breiterode dachte er zuletzt und nur mit dem Entschluß, auch nicht einen Groschen aus dem so erlangten Besitze mehr zu nehmen. Aber das Theuerste aufgeben zu müssen, was er auf Erden besaß, seine unbefleckte Ehre, und Lilli, – ihr den Schmerz anthun zu müssen, – es wollte ihn von Sinnen bringen.

Wie oft flehte er zu Gott mit Thränen, ihm einen andern Ausweg zur Rettung seines Vaters zu zeigen! Und wenn er dann umsonst nach einem solchen gesucht und gegrübelt hatte, wie nahe war ihm oft die Verzweiflung! Und mit welchen Gefühlen, mit welchen Gedanken hatte er dann zu kämpfen! Einmal wollte eine grimmige Erbitterung gegen seinen Vater in ihm aufsteigen, aber er gab ihr keinen Raum, er erdrückte sie durch die Erinnerung an all die Liebe und Güte, die er von ihm erfahren, durch die Vorstellung aller Ent-

schuldigungen, die er für ihn ersinnen konnte. Dann wieder dachte er, ob er dem Mordbuben, wenn er zurückkehre, nicht eine Kugel durch den Kopf jagen solle; aber er erschrak vor dem Gedanken einer solchen That, auch ohne an ihre Folgen zu denken. Ein anderes Mal fuhr es ihm durch den Sinn, all seinen Kämpfen und Leiden zu entfliehen und sich selbst den Tod zu geben; aber nicht bloß seine Mannheit empörte sich dagegen, noch mehr entsetzte ihn das tief Sündliche dieses Gedankens.

So rang er mit sich selbst, mit seinen Vorsätzen und Entschlüssen Tage lang, Nächte lang, bis es endlich fest in ihm stand, daß er all die Opfer bringen wolle, die ein bitteres Verhängniß ihm auferlege, die er als Sohn und als ehrlicher Mann bringen müsse. Und von diesem Augenblick an ward es ruhiger in ihm. Nur ein unsäglicher Schmerz, aber auch der männliche Beschluß ihn zu tragen, erfüllte sein Gemüth.

Das Schwerste mußte zuerst geschehen. Er mußte an Lilli schreiben, um die Auflösung eines Verhältnisses herbeizuführen, in welchem er sein größtes Glück gefunden. Dann mußte er um seine alsbaldige Verabschiedung bitten. Später wollte er von seinem Banquier die fünftausend Thaler anfordern und ihm aufgeben, alle von Breiterode künftig eingehenden Gelder zu belegen und die Papiere darüber bis auf Weiteres aufzubewahren. Nach Bezahlung Paßhuts wollte er dann sofort nach Amerika abreisen und dort in Dienst treten, wo soeben in der Union der Krieg zwischen dem Norden und dem

Süden entbrannt war. Seinem Vater aber wollte er diesen Entschluß erst am Tage nach der Abreise mittheilen.

Lilli hatte schon am Tage nach ihrem vergeblichen Gange zu Frau Schulze durch deren Hausfrau erfahren, daß der Mann wieder abgereist sei, die eben Genesene aber sich sehr schlecht befinde, und so hatte sie denn ihre früheren Besuche bei derselben wieder angefangen und sie abermals bettlägerig getroffen.

Gleich bei ihrem ersten Eintreten streckte ihr die Kranke mit einer Innigkeit ohne Gleichen und in großer Aufregung beide Hände entgegen. „O," sagte sie, „ich habe schreckliche Tage gehabt, aber nun ziehen wieder Liebe und Frieden bei mir ein."

Lilli setzte sich zu ihr und suchte sie zu beruhigen. Dann fragte sie nach ihrem Ergehen.

„Es wird bald zu Ende gehen, ich fühle es, ich weiß es," sagte die Kranke. „Diese Tage haben mir den letzten Stoß gegeben. Niemand weiß, was ich so viele Jahre hindurch habe leiden müssen. Niemand weiß, wie gern ich das Ende kommen sehe. Aber nicht wahr, gnädiges Fräulein, bis dahin stellen Sie ihre Besuche nicht ein? Sie sind mein einziger Trost."

„Ich hoffe, Ihre Krankheit wird zu Ende gehen," sagte Lilli, „und bis dahin werde ich Sie treulich besuchen, das verspreche ich. Leider habe ich gerade jetzt freiere Zeit als gewöhnlich. Vor allem wollen wir aber den Arzt

wieder kommen lassen. Wir können ihn schnell haben, da er gerade bei meiner Mama ist." —

„Lassen Sie, gnädiges Fräulein! Er wird nicht mehr helfen. Wozu soll er mich noch quälen?" —

„Für jetzt müssen Sie sich meinen Anordnungen fügen," sagte Lilli mit liebreichem Lächeln und ging hinaus um Jemand nach dem Arzte zu senden. Dann kehrte sie zurück, und ihre Gegenwart, ihre ruhige Freundlichkeit, ihre herzliche Zusprache erquickten die Leidende so, daß diese kein Auge von ihr abwenden konnte.

Der Arzt kam, fragte, untersuchte, verschrieb dann einiges und winkte beim Fortgehen Lilli mit einem Blick, ihn hinauszubegleiten. Sie that's, und draußen sagte er zu ihr: „Das ist ein Rückfall der schlimmsten Art. Es wird wenig mehr zu thun sein und ich habe nur Schmerzstillendes, Beruhigendes verordnen können. Ihre Güte gegen die Arme, mein gnädiges Fräulein, wird nicht durch ihre Herstellung belohnt werden."

Damit empfahl er sich. Von dem an verdoppelte sich nur die liebevolle Theilnahme des edlen Mädchens. Man kann Niemandem längere Zeit eine reinmenschliche Sorge zuwenden, ohne daß sich eine gewisse Neigung zu ihm entwickelt. Der Ausspruch des Arztes war Lilli daher aufrichtig leid, gab in ihren Augen aber der Kranken eine gewisse Würde, die den freundlichen Erweisungen der Guten eine große Zartheit verlieh.

So war sie einige Tage, während der Zustand der Frau sich noch nicht zu verschlimmern schien,

zwischen dem Elternhause und dem Krankenbette hin und her gegangen, als eines Abends, da sie mit den Ihrigen wieder vor dem Hause saß, der Reitknecht Seldrichshausens einen Brief an sie überbrachte, sich dann aber sofort wieder entfernte.

Die hellste Freude leuchtete aus ihren Zügen, als sie ihn öffnete. Die andern sahen sie lächelnd an, wie sie dastand. Aber sie sahen, wie sie beim Lesen ernst wurde, dann erblaßte, heftig zitterte, wankte, das Blatt fallen ließ und der Mutter, die rasch herzutrat, ohnmächtig in die Arme fiel. Man brachte sie in einen Sessel und sie kam bald wieder zu sich. Der Vater hatte das Blatt aufgenommen. „Leset!“ sagte sie mühsam und tonlos, während ihr die Thränen über die bleichen Wangen rannen. „Leset laut! Ich habe es nicht auslesen können.“

Der Vater schaute sich um, ob auch nicht unberufene Ohren in der Nähe seien. Er bemerkte die Jungfer der Geheimeräthin nicht, die des Reitknechts wegen herausgekommen war und sich hinter einem nahen Gebüsch verborgen hielt. So las er denn:

„Meine inniggeliebte Lilli! Mein Liebstes auf Erden! Denn das bist Du mir, das wirst Du mir bleiben, so lange ich Athem und Gedächtniß habe. Du kennst mich, Du weist dies, Du glaubst mir, auch wenn ich Dir ein Leid anthun muß, das für mich dadurch noch ein größeres ist, daß ich das Deine mitfühle. O, daß ich es Dir ersparen könnte!

„Lilli, es ist ein Unglück über mich gekommen, das

mich zwingt, Dich und alles zu verlassen, was mir ans Herz gewachsen ist. Was mich betroffen, kann ich Keinem sagen, auch nicht einmal Dir. Brauche ich Dir zu versichern, daß ich ohne meine Schuld hineingerathen bin? Hielte ich das für nöthig, so würde ich es am wenigsten thun. Aber es ist vorhanden, es steht so unabänderlich da, wie alles Vergangene, und es treibt mich vorwärts und fort und hinaus aus dem Vaterlande. Ich muß das Band zerreißen, das uns umschlang, ich darf Dir nicht mehr nahen, Dich nicht mehr sehen — Lilli, wenn Du den unsäglichen Schmerz begreifst, mit dem ich mich dieser Nothwendigkeit unterwerfe, so verzeihest Du gewiß auch Deinem ewig getreuen Kurt von Seldrichshausen."

Bestürzt und rathlos sahen sich die Eltern an. Benno murmelte etwas von einer Herausforderung. Lilli verfiel in Krämpfe und man hatte genug zu thun, sie hinein und ins Bett zu schaffen. Die Mutter blieb bei ihr. Vater und Bruder waren im Gartensaale.

„Das verlangt Genugthuung," sagte Benno in großer Aufregung. „Ich werde ihn fordern."

„Du wirst ihn nicht fordern!" versetzte der Geheimerath. „So räthselhaft, so unbegreiflich die Ursache seines Verfahrens auch ist, so zeigt doch jede Zeile seines Briefes seine unwandelbare Treue und seine ehrenhafte Gesinnung. Ich werde schriftlich bei ihm anfragen, wann ich ihn besuchen kann. Vielleicht eröffnet er sich mir. Vielleicht läßt sich alles ins Gleiche bringen. Ja, ich hoffe das. Es giebt wenige Verwickelungen im Leben, die durch

Vernunft und guten Willen nicht befriedigend zu lösen wären."

Der Referendar ließ sich nur mit Widerstreben zur Ruhe sprechen; dann riethen beide hin und her, was und welcher Art das sein könne, was Kurt zu solchen Schritten, wie sie der Brief andeutete, nöthige. Aber alles, woran man in einem solchen Falle denken konnte, paßte entweder nicht zu der Lage oder nicht zu dem Charakter des Rittmeisters. Es war schon spät in der Nacht, als die Mutter kam mit der Nachricht, daß sich Lilli endlich wie ein Kind in Schlaf geweint habe. Bald darauf gingen sie auseinander.

Am andern Morgen stand die Sonne schon hoch, als Lilli von ihrem Schlafzimmer herunterkam. Der Vater war bei ihr gewesen und hatte ihr Hoffnung und Vertrauen einzureden gesucht. Es hatte wenig geholfen. Sie kannte Feldrichshausens festen, entschiedenen Charakter zu gut, um von des Vaters Besuch bei ihm viel zu erwarten; aber die überlegte ruhige Weise, mit der dieser ihr zugesprochen, hatte doch bewirkt, daß sie sich gefaßter zeigte. So gewaltsam auch der erste große Schmerz, der durch ihr Leben schnitt, ihr ganzes Innere erfüllte, so war sie doch eine zu gesunde frische Natur, um sich völlig von ihm niederwerfen zu lassen. Ja, sie dachte daran, ihre Kranke zu besuchen. Aber das verbot die Mutter. Sie wolle selbst sogleich ihre Jungfer hinschicken, die könne nach der Frau sehen, das Nöthige für sie besorgen und Nachricht über ihr Befinden zurückbringen. Sie

warf dabei einen besorgten Blick auf ihre Tochter, die blaß, verweint und sehr angegriffen aussah von der größtentheils schlaflosen Nacht.

Die Jungfer wurde gerufen und Lilli nahm sich auf alle Weise zusammen, um sie zu unterrichten, was sie bei der Kranken zu besorgen habe. Als das Mädchen gegangen, blieben Mutter und Tochter allein, denn der Geheimerath hatte schon fortgemußt auf das Ministerium und der Sohn aufs Gericht. Lilli versuchte, in gewohnter Weise eine Handarbeit vorzunehmen, aber die Mutter sah wohl, wie oft sie darin stockte und wie dann schwere Thränen auf die Stickerei fielen. –

Caroline, die Jungfer, hatte sich indessen zu Frau Schulze begeben, dieser angekündigt, daß ihr gnädiges Fräulein heute nicht kommen könne, und aus eigenem Kopfe hinzugefügt, sie werde wohl noch lange ausbleiben.

Die Kranke gerieth in Aufregung und fragte hastig nach der Ursache, und ob Lilli krank sei.

„Nein," sagte Caroline, „krank ist sie nicht, aber es ist etwas recht Schlimmes vorgefallen. Ich weiß nicht, ob ich davon sprechen darf. Freilich wird es bald genug bekannt werden, aber ich möchte nicht die Erste sein, die es außer dem Hause erzählt."

„Etwas Schlimmes? Etwas recht Schlimmes?" rief die Kranke. „Und das ist dem Engel begegnet? Um Gottes Willen, sagen Sie mir, was es ist! Wie sollte ich es denn weiter erzählen?"

„Nun," sagte die Jungfer, „etwas recht Schlimmes ist

so etwas doch immer, und ich verliere auch einen guten Freund dabei. Sie wissen doch, daß das gnädige Fräulein verlobt war?"

„Nein," versetzte die Frau, „sie hat mir nie davon gesprochen."

„Das wundert mich," sagte Caroline; „aber sie war es, und glauben Sie mir, es war eine reiche und herrliche Partie, um die sie wohl viel beneidet wurde, und einer hatte den andern so lieb, so lieb! Und was denken Sie wohl? Gestern Abend hat er's ihr abgeschrieben und sie fiel aus einer Ohnmacht in die andere. Ich habe seinen Brief selbst vorlesen hören, das heißt, ich war zufällig in der Nähe, und es war ganz herzbeweglich."

„O das arme liebe Herz!" sagte die Kranke. „Aber warum hat er es ihr abgeschrieben?" —

„Ja," in dem Briefe stand nur, es wäre ein Unglück über ihn gekommen, weßhalb er so handeln müsse, aber was es sei, dürfe er Niemand sagen. Du liebe Zeit, wenn man doch wüßte, was es ist! Es muß wohl schrecklich sein. Denn er schrieb auch, daß er deßhalb ganz fortgehen müsse und daß er selbst doch unschuldig daran sei. Wer hätte so etwas jemals von dem Rittmeister von Seldrichshausen gedacht?"

Die kranke Frau fuhr in die Höhe. „Wie war der Name?" rief sie, und eine leidenschaftliche Spannung sprach aus ihren Zügen.

Die Jungfer wiederholte den Namen und fragte, ob denn Frau Schulze den Herrn kenne?

Jene antwortete nicht und sah mit irrenden Blicken eine Zeitlang umher, während große Schweißtropfen ihr auf die Stirne traten. Dann schien sie ein plötzlicher Entschluß zu durchzucken. „Nein! nein!“ rief sie. „O mein himmlischer guter Engel! Das darf ihr nicht geschehen. Jahre lang habe ich es zulassen und dulden und schweigen müssen. Ich will es nicht mit ins Grab nehmen. Ich muß zu dem Fräulein. Ich muß ihr etwas bringen.“

Schon in sitzender Stellung, wie sie war, warf sie die Decken zurück und glitt mit den Füßen aus dem Bette. Schwäche und Schmerz schienen sie für den Augenblick verlassen zu haben. Am Ofen neben dem Bette stand vom Winter her ein Schüreisen. Sie ergriff es, trat damit zu der kleinen Kommode, stieß es zwischen die Platte und die obere Schublade und drückte darauf. „Helfen Sie! helfen Sie! Ich bin nicht stark genug,“ sagte sie zu Carolinen, die vor Schreck und Verwirrung nicht wußte, was sie anfangen solle. Aber mechanisch gehorchte sie und drückte mit aller Kraft auf das Eisen, bis die Platte nachgab und der Schubkasten sich herausziehen ließ. Die Frau suchte mit zitternder Hast unter verschiedenen darin liegenden Sachen und holte einen starken Papierumschlag heraus, der von allen Seiten mit fester Schnur umwunden und mehrfach versiegelt war. Sie warf ihn auf das Bett, schob den Kasten wieder hinein und drückte mit Carolinens Hilfe die Platte nieder, so daß sie scheinbar im vorigen Stande war und das Schloß leidlich hielt. Dann sagte sie:

„Nun helfen Sie mir in die Kleider! Ich muß zu meinem Engel, ich muß es ihr selbst geben."

Aber die unnatürliche Anspannung hatte sie erschöpft. Ihr Athem flog fieberisch, ein heftiges Beben schüttelte sie am ganzen Körper; sie griff mit den Händen um sich, und wäre zu Boden gestürzt, hätte die Jungfer sie nicht gehalten und auf das Bett gesetzt. Sie sank auf die Kissen zurück, während Caroline ihre Füße wieder auf das Lager hob und sie zudeckte. Aber trotz der Schwäche, die nun verdoppelt zurückkehrte, hatte sie den eingeschnürten Papierumschlag ergriffen und nicht aus der Hand gelassen.

„Nein," sagte sie dann mit gebrochener Stimme, „ich kann nicht zu ihr. O, daß ich zu ihren Füßen gestorben wäre! Es geht nicht mehr. Aber laufen Sie zu ihr! Sagen Sie ihr, ich müsse etwas in ihre Hände legen, was alles gut machen werde für Herrn von Seldrichshausen. So wahr sie ihn liebe, solle sie selbst kommen. Laufen Sie! Es könnte vorher mit mir zu Ende gehen."

So rasch Caroline nach dieser Aufforderung auch hinauseilte, so wenig beschleunigte sie ihre Schritte, als sie draußen war. Wenn sie den Auftrag ausrichtete, so mußte sie auch bekennen, daß sie mehr erzählt habe, als sie wissen durfte, und wohin konnte das führen? Ueberdies fand sie ein gewisses Behagen an Lillis Mißgeschick, ungeachtet es ihr wirklich leid war, denn im Grunde liebte sie die junge Herrin. Als sie aber schnell ausgesonnen, was sie sagen wolle, und bedachte, welche

Wichtigkeit die Bestellung ihr selber beilegen werde, fing sie doch an zu laufen und stand in Kurzem vor den beiden Bekümmerten.

„Gnädiges Fräulein!“ sagte sie, sich athemloser zeigend als sie war; „Frau Schulze schickte mich. Ich begreife nicht, wie das zusammenhängt, aber sie weiß um den Herrn Rittmeister und läßt Ihnen sagen, sie müsse Ihnen selbst etwas einhändigen, was alles gut machen würde. Ich weiß nicht, was sie damit meint, aber sie sagte, so wahr Sie den Herrn Rittmeister liebten, sollten Sie selbst aufs schnellste zu ihr kommen.“

Nur einen Moment blickte Lilli sie mit stockendem Athem an. Dann sprang sie auf und eilte fort. Die Mutter rief ihr nach, aber schon flog sie durch den Gartensaal, den Garten, hinaus auf die Straße. Die Geheimeräthin schüttelte den Kopf über so unbegreifliche Dinge, fühlte aber, daß jetzt keine Zeit sei zu Fragen und Erklärungen. Sie konnte Lilli in ihrem überreizten Zustande nicht sich selbst überlassen, ließ sich Hut und Tuch bringen und begab sich ebenfalls auf den Weg zu der kranken Frau.

Aber längst war Lilli dort. Als sie eintrat, schien die Kranke sie mit ihren Blicken verschlingen zu wollen. Sie eilte an das Bett. Der versiegelte Umschlag lag auf der Decke und schlaff auf ihm die Hand der Kranken, die sich vergebens bemühte, ihn aufzuheben. Sie bewegte die Lippen und Lilli neigte sich zu ihr nieder. „Nehmen Sie das!“ flüsterte sie. „Bringen Sie es Herrn von Feld-

richshausen! Aber ihm selber, und geschwind, geschwind, ehe noch mehr Unheil geschieht."

Cilli nahm das Versiegelte an sich. „Ich will es ihm sogleich bringen," sagte sie; „aber um Gottes Willen, was ist dies? und was ist ihm zugestoßen? was wissen Sie von ihm?"

Die Frau antwortete nicht; sie hatte die Augen geschlossen und ihr Athem ging übermäßig schnell. Ein paar irre Worte, die sie flüsterte, zeigten, daß sie ohne Bewußtsein dalag, und erst jetzt bemerkte Cilli, daß ihr Aussehen sich seit gestern völlig verändert habe.

In diesem Augenblicke trat, von der Hausfrau begleitet, die Geheimeräthin herein.

Cilli, von Hoffnung neu belebt, hatte ihre Fassung wiedergewonnen, obgleich ihr Thränen über die Wangen liefen. Sie begriff sogleich, weßhalb die besorgte Mutter ihr gefolgt sei, bat Frau Plenke, auf die Kranke zu achten, und führte die Mutter aus dem Zimmer in die anliegende Küche, wo sie ihr schnell das Vorgegangene berichtete und den Vorsatz aussprach, das Anvertraute auf der Stelle selbst zu Seldrichshausen zu bringen.

Die Geheimeräthin war dem auf alle Weise entgegen. Sei das schon sonst nicht schicklich gewesen, so sei es unter den jetzigen Umständen durchaus unzulässig, und sie könne es nicht zugeben. Sie begreife zwar nicht, was eine solche Frau, die hier fremd sei, mit dem Rittmeister von Seldrichshausen zu schaffen haben könne. Aber freilich spreche gerade deßhalb viel dafür, daß es

von Wichtigkeit für ihn sein dürfe, den Einschluß schnell und sicher zu erhalten; und so wolle sie denn auf der Stelle forteilen, um es ihm selbst zu überbringen. Sie werde wohl bald eine leere Droschke antreffen.

Cilli mußte sich fügen. Ihre Ungeduld, bald zu erfahren, was diese Mittheilung bewirken werde, war natürlich und verzeihlich. Beide betrachteten noch einmal den geheimnißvollen Umschlag. Er war fest verschlossen und hatte die Aufschrift: „Mein Sicherheitsventil. B. P." — Doch Cilli trieb und die Geheimeräthin ging.

Mit der Hoffnung, aus der Kranken, wenn sie wieder zu sich komme, noch etwas herausfragen zu können, begab sich Cilli wieder zu ihr hinein und schickte die Hausfrau fort. Sie setzte sich vor das Bett und beobachtete sie mit ängstlicher Spannung, während ihre Gedanken der Mutter folgten und Hoffnung und Sorge, Erwartung und Betrübniß in ihrer Seele wechselten.

Nicht lange darauf erschien der Medizinalrath. Er war mit der Untersuchung bald fertig und sagte leise zu Cilli: „Es wird bald vorüber sein. Man kann ihr Ende täglich, ja stündlich erwarten."

„Wird sie noch einmal zur Besinnung kommen?" fragte Cilli.

„Schwerlich," antwortete er. „Ich glaub' es nicht. Aber was ist das?" fügte er hinzu, indem er die Fragende schärfer ins Auge nahm. „Wie sehen Sie aus? Fehlt Ihnen etwas? Sie nehmen sich doch dieses hier nicht so zu Herzen?"

„Auch wohl,“ erwiderte sie, „aber das ist es nicht. Ich bin gestern durch eine sehr schmerzliche Nachricht erschreckt worden und habe die Nacht wenig geschlafen und viel geweint.“ — Dabei füllten sich ihre Augen wieder mit Thränen, die sie vergeblich zurückzudrängen suchte.

„Ei, ei!“ sagte der Arzt, indem er nach ihrem Pulse fühlte. „Ja, es wird schon so sein. Trinken Sie ein Glas Sodawasser, suchen Sie sich zu zerstreuen, gehen Sie nach Haus. Dies ist kein Aufenthalt mehr für Sie. Die Kranke wird Sie nicht mehr in Anspruch nehmen und so hinwegschlummern. Gehen Sie heim! Hier würden Sie nur traurigen Gedanken nachhängen.“

Damit empfahl er sich und ging, aber Lilli blieb. —

Indessen war die Mutter nach Seldrichshausens Wohnung gefahren, hatte die Treppe erstiegen und klingelte. Der Bediente öffnete, ließ sie aber nicht eintreten, sondern kam zu ihr heraus. „Gnädige Frau wollen entschuldigen,“ sagte er; „ich darf Niemand hereinlassen. Der Herr hat ausdrücklich befohlen, keinen Unterschied dabei zu machen.“

„Sagen Sie ihm,“ befahl die Geheimeräthin, „ich müsse ihm persönlich etwas einhändigen, das möglicher Weise von der größten Wichtigkeit für ihn sei. Es komme von einer fremden Frau, die es uns für ihn anvertraut habe und die von seinen Angelegenheiten mehr zu wissen scheine, als sie uns habe mittheilen können oder wollen.“

Der Bediente ging hinein, verschloß aber, an mili-

tärischen Gehorsam gewöhnt, die Thür wieder und begab sich zu seinem Herrn.

Der Rittmeister war mit dem Niederschreiben seines Abschiedsgesuches beschäftigt, als der Diener erschien und genau ausrichtete, was ihm aufgetragen war. Kurt hatte an demselben Morgen einige unbeholfene Zeilen von der Haushälterin seines Vaters erhalten, die ihm meldete, daß der Vater krank sei, daß er aber keinen Arzt zulassen wolle und daß sie sehr besorgt um ihn sei. Sein erster Gedanke war daher, jene fremde Frau sei die Haushälterin, welche selbst gekommen um den Tod seines Vaters anzuzeigen, ihm etwas zu bringen, was ihr der Vater für ihn übergeben, und welche sich aus unbekannten Ursachen zuerst an die Geheimeräthin gewendet habe. So schmerzlich ihm das Wiedersehen von Lillis Mutter war, glaubte er doch, sie unter diesen Umständen empfangen zu müssen. Er befahl, sie in das Besuchzimmer zu führen, ordnete dann seinen Anzug und ging hinüber.

Die Geheimeräthin erschrak vor seinem Anblicke, da er so bleich und mit so schmerzlich-düsterem Ernste vor ihr stand. Es bewegte sie aufs tiefste, aber sie fühlte, daß sie nichts sagen dürfe, was nicht zu dem augenblicklichen Zweck ihres Kommens gehöre. So erzählte sie denn in aller Kürze, was sie selbst wußte, überreichte den Einschluß und sagte dann: „Ich bitte Gott, daß hierin etwas sei, was die Verheißung der Todtkranken in Erfüllung bringt, und daß wir uns glück-

licher wiedersehen können. Geben Sie mir bald Nachricht." — Sie reichte ihm die Hand und eilte hinaus.

Kurt hatte während dieser Zusammenkunft kein Wort gesprochen. Ihm war bei dem Berichte der Geheimeräthin sofort eingefallen, daß Paßhut von seiner Frau gesprochen. Wie, wenn Lillis Kranke diese Frau wäre? Dies wurde ihm noch wahrscheinlicher, als er auf dem Umschlage die Buchstaben B. P. sah. Und wenn es so war, welche Mittheilungen konnte ihm die Frau machen? Wie konnten diese ändern, was doch einmal geschehen war? — Diese und ähnliche Gedanken kreuzten sich in seinem Kopfe und nahmen ihn so in Anspruch, daß er der Geheimeräthin nicht einmal dankte, nicht einmal Lebewohl sagte.

Er ging in sein Zimmer, erbrach die Siegel, löste die Schnur auf und entfaltete den Umschlag. Es befanden sich Papiere darin, eingelegt in einen zusammengebrochenen Halbbogen starken Papieres, auf welchem geschrieben stand: „Beweis, daß Herr Rudolf von Seldrichshausen wirklich und wahrhaftig sich selbst erschossen hat, und daß ich etwas anderes dem Herrn Werner von Seldrichshausen nur vorgelogen habe, um Geld zu bekommen. Balthasar Paßhut." In einer oberen Ecke standen noch die Worte: „Für den Nothfall". —

Kurt athmete hoch auf. Aber war es denn auch so? war es nicht erst recht eine Lüge, durch welche sich der Mörder im Fall einer Entdeckung herauswinden wollte? — Er schlug das Blatt um und fand oben auf-

liegend einen Zettel von der vorigen Hand mit folgender Notiz: „Da ich in meines Herrn Tagebuch gesehen, daß er den Vorsatz gefaßt habe, sich ums Leben zu bringen, und ich wußte, daß er das auch thun würde, so konnte ich Herrn Werner von Seldrichshausen, der von ihm schwer beleidigt und in großer Noth war, auch recht gut anbieten, daß ich für eine starke Belohnung meinen Herrn aus der Welt schaffen wolle. Dann erschoß sich mein Herr, und ich machte dem andern weiß, daß ich es gethan hätte. Diese Blätter aber habe ich gleich aus dem Tagebuche gerissen, damit Herr Werner von Seldrichshausen nicht hinter die Wahrheit kommen sollte, und auch, damit ich mich rechtfertigen könne, wenn er mich wegen des angeblichen Mordes verriethe. Denn sie beweisen alles. Balthasar Paßhut.“ —

Als Kurt die Blätter ansah, erkannte er die Handschrift sofort. Es war die des Tagebuches, das in seinem Besitze war und das er sogleich daneben legte. Ja, ein auf der letzten Seite abgebrochener Satz fand seine richtige Fortsetzung auf dem ersten der Blätter, welche überdies von demselben Papier waren und genau in das Buch paßten. Mit der größten Spannung las er die Aufzeichnungen durch, von denen einige Sätze hier mitgetheilt werden mögen. —

„Es ist scheußlich, zu wissen, daß man Staub war, Staub ist und Staub wird, daß weiter nichts von uns übrig bleibt, und weiter nichts ist hinter Himmel und Erde. Atome nennt's das Gelehrtenpack, als würde es

dadurch appetitlicher. Der schönste Pfirsich, was ist er? Koth! Laßt ihn vier Wochen liegen, so hat er die Maske abgeworfen. Was ist die ganze Welt anders als Fäulniß, bunt überfirnißt? Ist sie einen Schuß Pulver werth? Ja, den einen!" — —

„Wie mich das Menschengesindel anekelt! Das dünkt sich und bläht sich und stolzirt, und läßt sich treten und anspeien, wenn man es bezahlt. Ich mag die Luft nicht mehr athmen, die vielleicht in der Lunge solcher Schufte gewesen ist. Pfui! Lieber nicht sein, als so sein!" — —

„Bin ich lebensmüde? lebensüberdrüssig? Alberne Worte! Nein, ich bin lebensunfähig. Leben ist Genießen, und Genießen ist sich selbst genießen, sein eignes Sehen, Fühlen, Schmecken, Hören, Riechen, Vorstellen, Denken u. s. w. Kann ich denn das noch? Ist das nicht alles lahm und stumpf und todt in mir? Ein ausgebrannter Krater, der zusammenstürzen muß." — —

„Erschießen will ich mich. Es ist das Anständigste. Auch das Schnellste und Sicherste. Ich bin ein Wort, das weggestrichen werden muß. Und es soll geschehen!" — —

„Beschlossen hab' ich's und will's und werd' es thun. Warum zögere ich noch? Was ist es denn, in das Nichts zu gehen und Nichts zu werden? Ja, wenn ich noch das Kind wäre, das einst an Gott glaubte, an Himmel und Hölle. Und doch, o wäre ich es noch! — Ich glaube, ein anderer könnte rasend werden bei diesem Gedanken. Ich würde darüber lachen, wenn ich noch lachen könnte. Auch das ist vorbei." — —

„Schon zum dritten Mal ist mein Vetter dagewesen und hat seine Karte zurückgelassen. Ich will keinen mehr sehen von der Menschenrotte, und wäre er hundertmal mein Vetter. Hernach können sie alle meine schöne Leiche bewundern und beachselzucken, das Gesindel!“ — —

„Ein Jammerbrief vom Vetter! Ich lege ihn ein. Er mag ihn hier wiederfinden. Der Mensch könnte mir leid thun, könnte mir noch etwas leid thun. Auf einer Karte hab' ich ihm meinen Zustand angedeutet und auf die Erbschaft vertröstet. Wüßte der Narr, wie bald sie ihm zufällt!“ — —

„Mein Vorsatz selbst ist das Einzige, was mir möglich macht, ihn noch aufzuschieben. Ich habe die Pistolen geladen. Wie wird der Augenblick sein, wenn man ins Nichts verpufft? Das Beste, daß dann alles aus ist.“ — —

„Wozu dies Zaudern? Es ist nicht mehr auszuhalten, dies unnütze Aufstehen und Niederlegen, Anziehen und Ausziehen, Essen und Trinken was nicht mehr schmeckt, Lesen was man nicht mehr faßt, — diese Tage voll unerträglicher, starrender Langeweile, diese Nächte voll greulicher Träume von Schlangen, Koth, Ungewittern und zähnefletschenden Teufeln. Und wenn man denken und sinnen will, — wie alles wegrinnt in das schwindelnde, bodenlose Leere! — Es muß zu Ende kommen.“ — —

„Im Bett will ich's thun. Seit zwei Nächten liegen die Pistolen auf dem Nachttisch. Bin ich denn feige? Ich eine Memme? Das käme noch hinzu! — Mitternacht ist vorüber. Ich will noch einmal zu schlafen ver-

suchen. – Noch ein Wort hierher – für wen? Einerlei! – Im Hemde bin ich aufgesprungen. Es ist bald sechs Uhr. Ist das schlafen? Stunden lang gepeinigt ins Finstere starren und dann – solche Träume! solche Träume! – Es muß geschehen – jetzt – heute sollen Sie erben, Vetter!" – –

Das war die letzte Aufzeichnung. Der Name des Unglücklichen war noch daruntergesetzt, auch das Datum, und dieses stimmte genau mit dem Todestage, der Kurt sehr wohl bekannt war. Auch der erwähnte Brief seines Vaters lag dabei, den er nicht ohne die tiefste Bewegung las. Diese Darstellung der rathlosen Bedrängniß eines Familienvaters machte es erklärlich, wie derselbe in seiner Verzweiflung auf das ihm entgegengebrachte Erbieten Paßhuts habe eingehen können, und wenn diese Thatsache auch immer entsetzlich genug blieb, so hatte sie doch keinen Mord zur Folge gehabt, so war doch der Vater völlig schuldlos an dem Tode des Vetters und vielmehr der Gegenstand eines höchst frevelhaften Betruges gewesen. Dafür hatte Kurt jetzt die Beweise in der Hand.

Er brauchte einige Zeit, um sich in dieser ganz veränderten Lage der Dinge zurechtzufinden, für welche er Gott auf das innigste dankte. Er erkannte, daß er alle jene Vorsätze, die er unter dem Drucke des vermeintlich geschehenen Verbrechens gefaßt, fahren lassen könne. Weder durch eine Zahlung an den Betrüger, noch durch den Fortbesitz des Majorats wurde er in eine Schuld

mitverstrickt; jene konnte er getrost verweigern, dieses ohne Vorwurf behalten. Lilli, – wie schnitt es ihm durch die Seele, daß er sie so hatte betrüben müssen! Zu ihr mußte er vor allem, um zu erklären, was er erklären konnte ohne Verrath an dem, was seines Vaters wegen Geheimniß bleiben mußte. Dann aber wollte er ohne Verzug mit den erhaltenen Beweisstücken selbst zu dem Vater eilen. Er übertrat damit dessen Verbot; aber auf das Mitzutheilende hin und bei der Erkrankung des Vaters durfte er Verzeihung erwarten. Das angefangene Abschiedsgesuch zerriß er.

Nachdem er die Papiere sorgfältig eingeschlossen, befahl er zu satteln und kleidete sich an. Ihm war als ob er aus erstickender Finsterniß wieder ans Licht getreten, als ob ihm Fesseln von Händen und Füßen abgefallen wären. So ritt er auf dem oft durchmessenen Wege dahin, theilweise um die Stadt, weil er da unbehindert scharfen Trab halten konnte. –

Die Geheimeräthin und Lilli saßen wieder im Gartensaale. Der Vater war noch nicht vom Ministerium zurück und Benno vor Tisch noch einmal ausgegangen. Lillis Hoffnung, daß die Sterbende wiederum zum Bewußtsein kommen werde, war getäuscht worden. Eine halbe Stunde gespannten Harrens hatte sie vor dem Bette gesessen, als die Frau zu röcheln begann, noch einmal die Augen aufschlug und dann verschied. Der Ernst des Augenblicks hatte stillend gewirkt auf Lillis vielbewegtes Gemüth. Sie hatte sich betend nach oben gewendet, hatte Ergebung

und Vertrauen gefunden, und nachdem sie die Hausfrau beschieden, war sie nach Hause gegangen. Hier hatte die Mutter sie getroffen, beide hatten sich das inzwischen Erlebte mitgetheilt und besprachen es noch, als der Rittmeister den Gartenweg zum Perron heraufschritt.

Lilli erblickte ihn durch die Glasthür und fuhr in die Höhe. Sein Wiederkommen überzeugte sie, daß die Verheißung der Gestorbenen sich erfüllt habe. Sie eilte ihm entgegen und sank weinend in seine ausgebreiteten Arme. Dann führte er sie zu der Mutter hinein, die ihnen mit staunender Freude entgegenkam.

Kurt war der erste, der nach diesem bewegten Wiedersehen Worte fand. „Lilli," sagte er, „du allein kannst ahnen, mit welch' zerstörendem Schmerz ich dir gestern schrieb, und so schreiben mußte. Ein unsägliches Unheil hatte seinen Arm über mich ausgestreckt. Frage nicht, was es war. Ich muß es verschweigen — nicht meinetwegen, sondern um anderer willen. Was Sie mir gebracht, liebe Mutter, hat den Schlag abgewendet und mich von der furchtbarsten Verwickelung befreit, in die ein Mann von Ehre gerathen kann."

Lilli schmiegte sich an ihn und suchte ihn mit den süßesten Lauten zu trösten. Als er sie aber bat, den Brief zu vernichten, sagte sie: „Nein, Kurt, nein! O, es ist ja wahr, daß er mir den größten Schmerz brachte, den ich je erlebt habe, aber er hat mir auch ganz gezeigt, wie lieb du mich hast, — und der Schmerz ist vorüber und die Liebe bleibt."

Die Geheimeräthin war etwas empfindlich darüber, daß Kurt gerade das verbarg, was sein voriges Benehmen rechtfertigen mußte, da sie aber eine herzensgute Frau war, so ließ sie nichts davon merken.

Als alle Drei ruhiger geworden waren, fragte der Rittmeister nach der Frau, die ihm den großen Dienst geleistet, und als er hörte, daß sie nicht mehr unter den Lebenden sei, versetzte er: „Ich habe Grund zu glauben, daß sie nicht ihren wahren Namen angegeben hat. Hat sie darüber nie etwas angedeutet?"

„Nicht das Mindeste," sagte Lilli. „Aber es ist mir aufgefallen, daß ihre Wäsche mit einem P. gezeichnet war. Ich wollte sie einmal fragen, wie das komme, habe es dann aber vergessen."

„Der Buchstabe bestätigt meine Vermuthung," sagte Kurt und bat dann die Geheimeräthin, auf seine Kosten durch ihren Diener ein anständiges Begräbniß besorgen zu lassen. „Ich würde es selbst anordnen," setzte er hinzu, „wenn ich nicht schon heute eine Reise antreten müßte, von der ich aber sehr bald zurückzukehren hoffe. Sie wird durch die Mittheilungen der Verstorbenen veranlaßt. Wie gern schöbe ich sie auf, aber sie ist so dringend, daß ich schon jetzt scheiden muß und nicht einmal die Rückkehr des Vaters und des Bruders abwarten kann."

Die Frauen versuchten nicht, ihn zu halten, so leid auch Lilli diese neue Trennung war, und nach einem herzlichen, bewegten Abschiede eilte Kurt wieder seiner Wohnung zu. Hier holte er die Papiere hervor, packte

sie nebst anderen Bedürfnissen in einen Koffer und ließ denselben von seinem Diener nach dem Bahnhof schaffen. Dann aß er eilig in einer Restauration und fuhr bald darauf mit dem nächsten Eisenbahnzuge davon.

Einige Tage später stand Kurt vor dem einsamen Häuschen seines Vaters. Auf sein Klopfen blickte die alte Haushälterin aus der Thür, und als sie einen Offizier in Uniform sah und sein Gesicht betrachtete, wußte sie auch, wen sie vor sich habe. Es sei gut, daß er gekommen sei, sagte sie. Der Vater habe selbst den Wunsch ausgesprochen, ihn vor seinem Ende, das er mit Sicherheit erwarte, noch einmal zu sehen, und sie habe das erst heute dem Herrn Rittmeister schreiben müssen. Sie führte ihn in ein leeres Zimmer und bat ihn, dort zu verweilen, bis sie den gnädigen Herrn auf seine Ankunft vorbereitet habe. Dann verließ sie ihn, kam aber bald wieder und geleitete ihn an des Vaters Bett.

Es war ein erschütterndes Wiedersehen. O, unter den schneeweißen Haaren wie bleich, schmal und verfallen war das Gesicht des theuren Vaters, aus dem nur die alten tiefdunklen Augen dem Sohne entgegenblickten. Nachdem beide unter Thränen die ersten zärtlichen Begrüßungen gewechselt hatten und hernach etwas ruhiger beisammen waren, sich die Haushälterin auch entfernt hatte, sagte Kurt: „Ich bin auf seltsame Weise an Schriftstücke gekommen, die ich dir mittheilen muß.

Ich glaube, du wirst es mir danken, wenn ich das nicht aufschiebe." — Ungeachtet der Einwendungen des Vaters holte er die Papiere hervor und fragte ihn, ob er selbst sie lesen wolle.

„Meine Augen sind zu trübe," sagte der Vater. „Du mußt es mir vorlesen. Aber später! später! Ich hoffe, Gott schenkt mir noch einige Tage. Dein Anblick hat mich sehr gestärkt."

Kurt ließ sich dadurch nicht zurückhalten. „Du kennst," begann er, „das Tagebuch des Vetters Rudolf, an welchem das Ende fehlte. Es war herausgerissen. Jetzt habe ich es hier." — Er warf dabei einen Blick auf den Vater und sah, wie dieser bei Erwähnung des Vetters die Augen schloß und wie ein Ausdruck tiefsten Leidens durch seine Züge ging. „Diese Blätter," fuhr er fort, „enthalten Folgendes," — und dann las er deren Inhalt deutlich und langsam vor bis auf Datum und Unterschrift. Er las ferner die erklärende Beilage von Paßhuts Hand und endlich dessen Aufschrift auf dem Deckel des Umschlages.

Der Greis schien anfangs mit ängstlichem Widerwillen zuzuhören, bald aber belebten sich seine Züge, er schlug die Augen auf und sah den Lesenden mit der größten Spannung an, dann stemmte er sich auf, es zog wie eine Verklärung über sein Gesicht, und nach den letzten Worten sank er auf sein Lager zurück, faltete die abgemagerten Hände und rief unter hervorbrechenden Thränen: „O, mein Gott, mein Gott, ich danke dir! So bin ich denn

frei von Blutschuld und habe keinen Theil an einem Morde! O, bin ich denn der Gnade werth, dies noch zu erfahren?"

„Ja, lieber Vater," sagte Kurt, „du bist ohne Schuld und von dem Betrüger schändlich getäuscht."

Der Vater antwortete nicht und schien lange in stilles Gebet versunken. Dann sah er den Sohn an und sagte: „Ohne Schuld? Nein Kurt! Ich habe den Mordplan gutgeheißen, ich habe ihn gewollt, ich habe den erlogenen Mord bezahlt — ist das aus meinem Bewußtsein zu tilgen? Unsere Vorsätze und Anschläge machen uns schuldig, wenn Gott auch die Ausführung abwehrt."

„Bei Gott ist viel Vergebung, lieber Vater," sagte Kurt.

„Ja," versetzte der Greis, „und ich weiß auch, warum. Hätte ich das nicht erkannt, so lebte ich längst nicht mehr. Ich habe Vergebung; deine Nachrichten sind mir ein Pfand dafür; aber wie dürfte ich meiner Schuld vergessen? Ihre Größe zeigt mir ja die unendlich größere Gnade der Vergebung, ist auch das Allerschwerste aus meiner Schuld hinweggenommen."

In dieser Stimmung blieb der Vater, auch als Kurt ihm nun von der Erlangung jener Papiere, von Lilli und ihrer Familie erzählen mußte. Allmählich aber sanken die Kräfte des alten Mannes und als es dunkelte — denn Kurt war am Nachmittage eingetroffen — bat er den Sohn, ihn auf eine Stunde allein zu lassen, nachdem dieser ihm noch die Erlaubniß zur Beiziehung eines Arztes abgerungen.

Nach einer Berathung mit der Haushälterin begab

Kurt sich nach dem Gasthofe des Städtchens. Als er in die Gaststube eintrat, saß die L'hombrepartie an ihrem Tische und an einem andern der Kreis der Stammgäste. Es war schon bekannt, daß ein Offizier mit Extrapost bei Levi angekommen sei und sich sofort zu dem unbekannten Herrn begeben habe. So betrachteten ihn alle mit neugierigen Blicken und der Pastor legte die Karten auf den Tisch. Der Rittmeister winkte den Wirth heran, bestellte einige kalte Speisen und Wein und verabredete mit ihm, daß sogleich ein vollständiges Bett nach dem Hause seines Vaters gebracht, auch der Koffer, der noch bei Levi stand, dahin geschafft werde. Auf seine Frage nach einem Arzte, bezeichnete ihm der Wirth den am L'hombretisch sitzenden Herrn Doctor. Der Rittmeister trat zu ihm, zog ihn bei Seite und sagte: „Darf ich Sie bitten, Herr Doctor, mich etwa in einer halben Stunde zu meinem sehr kranken Vater zu begleiten?" — Der Doctor sagte es mit vielem Eifer zu, setzte sich dann wieder, aber mit dem Spiele hatte es ein Ende. Bald darauf konnte sich Kurt zum Essen niederlassen, hätte aber sicherlich einen andern Platz gewählt, wäre ihm bekannt gewesen, daß vor noch nicht langer Zeit Paßhut an derselben Stelle gesessen.

Als es ihm an der Zeit schien, erhob er sich, und dasselbe that zugleich der Doctor, der sich häufig nach ihm umgesehen hatte. Dann gingen sie zusammen fort, und der aufgestiegene Mond beleuchtete ihren Weg. Als sie zu dem alten Herrn kamen, lag er wachend bei

Lampenlicht. Der Doctor fragte, untersuchte, beobachtete, hatte ein langes Gespräch im andern Zimmer mit der Haushälterin, kam dann zurück und sagte, er werde in der Apotheke etwas verordnen, das herausgebracht werden solle. Kurt begleitete ihn hinaus und fragte, wie er den Vater fände. Jener antwortete: „Ich kann ihm nur etwas Stärkendes und Belebendes geben. Das wird ihn wohl noch einige Tage hinhalten. Es ist eine große Entkräftung, eine Erschöpfung aller Vitalität. Ich würde es einen marasmus senilis nennen, zeigte er nicht noch so viele Geisteskraft. Aber wenn die Uhr des Lebens abläuft, kann man sie nicht wieder aufziehen. Ich setze voraus, daß Sie Wahrheit hören wollten."

„Ja. Ich danke Ihnen," sagte Kurt, und sie schieden.

Es waren Tage voll liebevoller Erweisungen, voll ernster Gespräche, ja voll heiliger Stunden, die Kurt von dem an meist am Bette des Vaters zubrachte. Nach und nach und mit häufigen Unterbrechungen erzählte ihm der Greis seine ganze frühere Geschichte, nannte dieses selbst seine Generalbeichte, und wurde sichtlich ruhiger, ja beinahe heiter, als er damit zu Ende war. Dann aber nahmen seine Kräfte mehr und mehr ab, und eines Tages, als Kurt, wie schon öfters, ihm aus der heiligen Schrift vorgelesen hatte, war er während des Lesens ganz still hinübergeschlummert.

Der treue Sohn drückte unter Thränen einen letzten Kuß auf die liebe kalte Stirn und ging, um die Trauerkunde der Haushälterin mitzutheilen und in der Stadt

das Nöthige für die Bestattung anzuordnen. Unterwegs begegnete ihm der Doctor, der sich sehr freundlich und theilnehmend erbot, alles zu besorgen. Der Entschlafene, der sein Ende immer vorausgesehen, hatte selbst verlangt, hier begraben und nicht in Breiterode beigesetzt zu werden.

Kurt suchte aus dem Nachlaß des Vaters das Wenige heraus, was als Andenken Werth für ihn hatte. Das Uebrige, sowie Haus und Garten schenkte er der treuen Pflegerin, der auch ein genügendes Jahrgeld ausgesetzt wurde, und nachdem das Begräbniß in würdiger Weise stattgefunden hatte und alles befriedigend geordnet war, trat Kurt die Rückreise an. Den Heimgang seines Vaters hatte er Lilli in einem Briefe angezeigt, der nicht minder von seiner Liebe als von seiner Trauer zeugte.

Auf einer der letzten Anhaltestellen vor der Hauptstadt traf sein Blick plötzlich auf Paßhut, der in denselben Bahnzug einstieg. Er mußte sich Gewalt anthun, um den wilden Grimm zurückzuhalten, der beim Anblick dieses Menschen in ihm auftobte, und er beschloß sogleich, schon heute Abrechnung mit ihm zu halten, obgleich die festgesetzten drei Wochen erst in einigen Tagen abliefen. Gewohnt sich selbst zu beherrschen, trat er an seinem Reiseziele mit scheinbarer Ruhe auf Paßhut zu und sagte: „Ich werde mich jetzt mit Ihnen abfinden. Kommen Sie sogleich nach meiner Wohnung! Sind Sie bereit?"

Paßhut, der schon unterwegs den Rittmeister bemerkt hatte, gab mit einem widrigen Lächeln seine

Bereitschaft zu erkennen. Dann ging er in die Restauration.

Für Kurt, der seine Leute benachrichtigt hatte, stand ein Wagen am Bahnhofe. Als er eingestiegen war und sein Gepäck aufgeladen wurde, kam Paßhut gleichfalls heraus und war frech genug, mit einsteigen zu wollen. Der Diener stieß ihn zurück, machte den Schlag zu, stieg auf, und der Wagen rollte davon. Mit wüthenden Blicken ging Paßhut hinterdrein.

Zu Hause angekommen, ließ der Rittmeister den Koffer auf sein Zimmer tragen, schloß ihn auf, legte die so wichtig gewordenen Schriftstücke zuoberst und machte den Deckel wieder zu. Dann ging er im Zimmer auf und ab, bis ihm Paßhut gemeldet wurde. Er ließ ihn eintreten und Paßhut erschien.

„Sie hätten mich wohl mitnehmen können, Herr Rittmeister," sagte er.

Kurt beachtete das nicht und versetzte: „Sie haben sich hier in der Stadt Schulze genannt. Warum?"

Paßhut fiel der Ton auf, mit welchem der Rittmeister sprach und er glaubte ihm ebenso erwidern zu dürfen. „Darnach hat Niemand zu fragen," sagte er; „Sie auch nicht. Ich bin nicht hier um solcher Dinge willen, sondern um mein Geld zu holen."

„Ruhig!" sagte Kurt — mehr zu sich als zu Paßhut. „Und wenn alles so wäre, wie Sie mir erzählt haben," fuhr er fort, „so wäre doch jeder Anlaß hinweggefallen, mich mit Ihnen zu bemengen, da mein Vater bereits im

Grabe ruht. Aber Niemand weiß besser als Sie selbst, daß Sie ihn belogen haben um Geld von ihm zu erpressen, daß diese Lüge sein Leben Jahre lang jammervoll verdüstert hat, und daß Sie der nichtswürdigste Schurke sind, der Gottes Erde betritt."

Paßhut hatte sich entfärbt, aber noch verließ ihn seine Frechheit nicht. „Das sollen Sie mir beweisen!" rief er. „Wer hat Ihnen das aufgebunden?"

Der Rittmeister war an den Koffer getreten und schlug den Deckel zurück. Paßhuts scharfes Auge erkannte sogleich den entsiegelten Umschlag. Er sprang zu, um ihn an sich zu reißen. Der Rittmeister warf ihn zurück. „Das verfluchte Weib!" schrie er. „Ich schlage sie todt!"

„Sie ist bereits begraben, du Bösewicht!" sagte Kurt. „Auch sie wird wohl dein Opfer sein."

Paßhut blickte einige Sekunden stumm vor sich nieder. „Nun," sagte er dann, „wenn Sie das gelesen haben, so wissen Sie, daß ich Niemand umgebracht habe. Um so eher kann ich jetzt bekannt machen, daß mich Ihr Vater dazu gedungen hat."

„Vergißt du, daß er todt ist? Elender! Vergißt du, daß du wegen deiner schamlosen Erpressungen dann mit Schanden ins Zuchthaus wandern mußt?"

Paßhut sah ihn mit einem von Wuth und Verzweiflung glühenden Blicke an, riß dann einen Revolver aus der Tasche und wollte ihn eben auf Kurt losdrücken, als dieser ihm rasch zuvorkam, seine Hand packte und das

Geschoß, das sich zweimal entlud, dadurch von sich ablenkte. Dann entriß er ihm die Waffe. Der Diener, der die Schüsse gehört hatte, stürzte herein. „Es ist nichts!" sagte Kurt. „Nimm aber dies Ding mit und verwahre es wohl. Der Mann weiß nicht damit umzugehen."

Der Diener entfernte sich mit dem Revolver.

„Jetzt, Mensch," sagte der Rittmeister mit kalter Festigkeit, „kannst du den Mordversuch auf einen Feldrichshausen nicht ableugnen. Geh! Kein Wort mehr! Aber läßt du dich ferner hier in der Stadt blicken, so komme es auf deinen Kopf."

Er wies nach der Thür. Bebend vor Wuth verschwand Paßhut durch dieselbe. — —

Mehrere Jahre waren vergangen, als die Zeitungen aus einem entfernten Orte berichteten, ein Mensch, Namens Balthasar Paßhut, der wegen schwerer Verbrechen verurtheilt gewesen, habe sich im Gefängnisse erhängt. Nicht sowohl diese Nachricht, als die vielen schweren Erinnerungen, die sie hervorrief, erschütterten Kurt, und mit einem Blick gen Himmel betete er die göttliche Gerechtigkeit an. Aber er schwieg. Denn vor ihm saß Lilli als glückliche Mutter zweier schönen Kinder. Und nicht sie allein liebten ihn. Er wurde von Jedem der ihn kannte lieb und werth gehalten, war auch im Range bedeutend gestiegen und der Abgott seiner Soldaten.

Renata.

II.

„Ich suche eine gebildete Gesellschafterin, welche zugleich die Aufsicht über ein fünfjähriges Kind zu führen hat.

Freifrau von Radau auf Sohre bei H." –

Auf dieser Zeitungsanzeige haftete Renatens Blick, auf Renata der Blick ihrer Tante, der Frau von Kroning, der dürren Ruine einer ehemaligen Schönheit, welche in steifer Haltung und heftig strickend ihr gegenüber am Kaffeetische saß. Der Dritte am Tische war nicht sowohl Herr von Kroning als der Mann der Frau von Kroning, der mit schüchterner Verdrossenheit dem Redeflusse seiner Gattin zuhörte.

„Was der Mensch nicht von selbst einsieht, das muß man ihm sagen," fuhr der Redefluß fort. „Du solltest Gott auf deinen Knieen danken, daß ein Mann wie der Kammerherr um dich anhält. Er ist reich, von tadelloser Abkunft, noch nicht vierzig Jahre alt. Was will

ein armes Fräulein mehr? Glaubst du, deine bläßliche Schönheit wäre aus Schmiedeeisen gehämmert und werde so lange vorhalten, bis ein verliebter Prinz käme? Wenn man nicht reich ist, so hat man keine Wahl. Ich wollte, dein seliger Vater wäre sparsam gewesen, oder hätte Glück gehabt, oder reich geheirathet. Er war leider ein echter Ravensberg, die von diesen Künsten nie etwas verstanden, so daß ihre großen alten Besitzungen weggeschmolzen sind wie ein Schneemann im April. Du kannst es immer noch nicht vergessen, daß du mit großen Ansprüchen erzogen bist, und doch lebst du seit dem Tode deines Vaters, also seit beinahe einem Jahre, nur von dem, was wir unseren eigenen Söhnen entziehen müssen. Hast du aber so große Sehnsucht, eine alte Jungfer zu werden, so soll das wenigstens nicht auf unsere Kosten geschehen, und ich erwarte jetzt mit Bestimmtheit, daß du dem Kammerherrn dein Jawort giebst."

„Aber Friederike," sagte Herr von Kroning leise.

„Ich verbitte mir das Dreinreden," unterbrach ihn die Gattin. „Dies sind Frauenangelegenheiten. Sieh mich an, Renata, und antworte!"

„Tante," versetzte Renata, ohne die Augen von der Zeitung zu erheben, „ich fühle täglich mehr, daß ich Ihnen eine Last bin, daß ich Ihre Wohlthaten nicht länger in Anspruch nehmen darf. Sie waren, als sich meine Lage so schmerzlich änderte, meine einzige Zuflucht, und ich bin Ihnen aufrichtig dankbar für alles Gute, das Sie beide mir erwiesen; und wenn Sie, Tante —

verzeihen Sie meine Offenheit — mich meine Abhängigkeit und Hülflosigkeit oft fühlen ließen, so hat doch auch das gute Folgen gehabt. Es hat mich von vielen, ich möchte sagen von allen Erwartungen, Einbildungen und Ansprüchen befreit, die eine Erziehung, wie ich sie genossen, eine Umgebung, wie ich sie gewohnt war, mir wohl einflößen mußten. Ich will Ihnen beweisen, daß dem so ist. Hier lese ich eine Anzeige, daß eine Freifrau von Radau eine gebildete Gesellschafterin sucht, welche zugleich ein fünfjähriges Kind beaufsichtigen soll, und wenn es Ihren Beifall hat, so werde ich auf der Stelle hinreisen und mich der Dame dazu anbieten."

Das Schweigen der Tante auf diese Erklärung Renatens war etwas so Ungewöhnliches, daß sowohl der Gemahl als Renata sie verwundert anblickten. Ja, was noch ungewöhnlicher war, sie schien in der That eine Minute außer Fassung, und ihr Ausdruck glich dem eines Chemikers, der zum Beweise der Richtigkeit einer Lieblingshypothese ein kostbares Experiment veranstaltet hat, das ihm unter den Händen ein ganz widersprechendes Resultat ergiebt. Natürlich hatte sie die gedachte Minute lang die geschäftigen Finger ruhen lassen. Dann aber, mit verdoppelter Heftigkeit weiterstrickend, sagte sie:

„Ist das dein letztes Wort? Soll das die Antwort für den Kammerherrn sein? Soll ich ihm sagen, die letzte, die den Namen von Ravensberg trägt, sei Närrin genug, lieber ein Dienstbote als seine Gemahlin zu werden?"

„Nein, Tante!" erwiderte Renata mit bescheidener

Festigkeit. „Ich bitte Sie, seinen Antrag in meinem Namen in der schicklichsten und höflichsten Form abzulehnen.“

„Du kannst dich freuen, daß du nicht meine Tochter bist!“ sagte Frau von Kroning, ohne an die volle Wahrheit dieser Aeußerung sonderlich zu glauben. „Aber ich verlange zu wissen, was du gegen ihn hast. Antworte!“

„Sie kennen ihn ja selbst, Tante, und sein unmännliches, fades, oberflächliches Wesen. Ein Mann, der, wie er selbst wohlgefällig erzählt, zwei Stunden täglich auf seine Toilette verwendet, sogar auf seinem einsamen Landsitze, der an keinem Spiegel vorübergehen kann, ohne sein Bild darin zu mustern und anzulächeln, dessen einzige Liebhaberei es ist, bunte Stickereien zu machen, dessen erhabenster Gedanke ein feines Diner ist, der für nichts Großes, Schönes, Gutes in der Welt ein Herz hat — einen solchen Mann kann ich nicht einmal achten, geschweige lieben.“

„Du könntest auch etwas anderes thun,“ rief Frau von Kroning ihrem Manne zu, als zu diesen albernen Aufzählungen beifällig nicken.“

„Aber sie hat darin doch ganz recht, liebe Friederike,“ wagte der Gemahl zu sagen.

„Es ist sehr weise von dir, daß du sie darin noch bestärkst. Aber wenn sie auf ihrer Weigerung beharrt, und das Glück, das ich ihr zugedacht hatte, mir vor die Füße wirft, so ist es allerdings am besten, daß wir uns so bald als möglich trennen.“

„Sie billigen also meinen Vorsatz, Tante?“ fragte Renata.

„Nein; ebensowenig als du meinen Vorschlag billigst, der nur den kleinen Vorzug hat, vernünftig zu sein. Aber freilich glaube ich für meines Bruders Tochter genug gethan zu haben, wenn ich sie ein ganzes Jahr in meinem Hause erhalten habe, und darin hast du vollkommen recht, daß dies ein Ende haben muß. Kann es nicht nach meinen Plänen sein, so mag es immerhin nach den deinigen geschehen, aber unter einer Bedingung. Ich bin auch eine geborene von Ravensberg, und der Name darf mit keinem Dienstverhältnisse von solcher Art in Verbindung kommen. Dazu ist unsere Familie zu gut. Du kannst dich Renata Becker nennen, und auf diesen Namen will ich dir ein Zeugniß für die Dame schreiben. Auch will ich dir dein Reisegeld geben, und dann kannst du abreisen sobald du willst.“

Ein lautes, vielstimmiges Gegacker, das zu dem offenen Fenster hereinscholl, begleitete diese Schlußworte wie ein triumphirendes Beifallsgeschrei.

„Herr Gott!“ rief Frau von Kroning, indem sie emporfuhr und aus dem Fenster blickte, „die ganze Gänseherde rennt in den Gemüsegarten! Wo steckt denn wieder der verruchte Gänsejunge?“ Und wie ein Kriegsschiff mit geladenem Geschütz segelte sie zur Thür hinaus, um den durch seine eigenen Truppen verrathenen Gänsejungen zu züchtigen, der ohne Ahnung des über ihn hereinbrechenden Schicksals auf einem Weidenbaum am

Wassergraben bei dem Gänseanger saß und sich eine Pfeife schnitt.

„Renata," sagte der Onkel, als seine Gattin außer Hörweite war, „nicht wahr, du gehst nicht. Es ärgert sie jetzt nur, daß du unseren Gutsnachbar nicht heirathen willst, worin du ganz recht hast. Sie meint es nicht so böse, wie sie spricht, und in ein paar Tagen wird alles vergessen sein. Mein Gott, wenn du uns verließest!" Die Thränen drangen ihm dabei in die Augen.

„Lieber, guter Onkel!" sagte Renata. „Dieser Entschluß ist nicht erst heute gewachsen, wenn auch erst heute reif geworden. Meiner geringen Hülfe im Hauswesen bedarf die Tante nicht, darum ist es natürlich, daß sie meine Anwesenheit als eine Last betrachtet. Schon dies müßte mich hinaustreiben. Aber ich meine auch, daß es unwürdig sei, nur von der Güte anderer zu leben, wenn man gesund ist und etwas gelernt hat. Nicht umsonst giebt Gott Kräfte und Fähigkeiten, und wir dürfen sie weder vermodern lassen noch vertändeln; am wenigsten, wenn wir nichts weiter besitzen, wenn uns alles andere entrissen ist. Wer sie nicht zum Gebieten gebrauchen kann, muß sie zum Dienen gebrauchen. Ich habe viel in mir niederkämpfen müssen, um dies nicht bloß anzuerkennen, sondern auch den Entschluß zu fassen, darnach zu handeln. Aber das Gute und Rechte einzusehen, ist ja mehr eine Schmach als eine Ehre, wenn wir im Handeln an ihm vorbeischlüpfen. Es ist eine glückliche Fügung, daß ich diese Anzeige gerade heute fand,

und mit der Bedingung der Tante bin ich durchaus einverstanden. Ich handle gewiß im Sinne meiner vielen ehrenreichen Vorfahren, wenn ich ihren Namen nicht mitnehme in die Verhältnisse, in die ich von nun an eintrete, wenn ich das schöne Bewußtsein, von ihnen abzustammen, ganz in mein Inneres verschließe und nur mir selbst zum Mahner dienen lasse, auch so ihrer würdig zu bleiben."

„Aber, Kind," sagte der Onkel kopfschüttelnd, „es ist nicht möglich! Du kennst ja die Dame gar nicht, zu der du gehen willst. Wer weiß, wie sie ist?" –

„Darauf muß ich es wagen, lieber Onkel. Sie wird auch mir vieles nachsehen müssen, wie sollte ich denn nicht auf alle Weise bemüht sein, mich in sie zu schicken?" –

„Aber gleich hinreisen, Renata? Wenn nun die Stelle schon vergeben ist? Willst du nicht vorher schriftlich darum anfragen?"

Renata sann einen Augenblick nach und sagte dann: „Die Anzeige ist zu neu, als daß die Stelle schon besetzt sein könnte, und mit Schreiben könnte die günstigste Zeit versäumt werden. Es schmerzt mich innig, liebster Onkel, daß ich so hastig auch von Ihnen scheiden muß. Sie haben mir immer nur Liebe, Freundlichkeit und Nachsicht erwiesen, die in den bittersten Stunden mein Trost waren, die ich nie vergessen kann. Aber nach diesen Eröffnungen der Tante kann ich den Kammerherrn, der sie dazu beauftragt hat, nicht wiedersehen, und doch ist nichts gewisser, als daß er schon morgen lächelnd

und tändelnd wieder hereintanzen und es für unmöglich halten wird, daß irgend ein Mädchen auf der Welt seine vielberingte Hand ausschlagen könne."

„Ach, Renata," sagte der Onkel, und die Thränen rannen ihm aus den Augen, „wie dunkel und öde wird mir alles vorkommen, wenn du nicht mehr im Hause bist!"

Auch Renatens schöne hellbraune Augen füllten sich mit Thränen. „Wie würde mich das freuen," sagte sie, „wenn ich bleiben könnte, und wie betrübt es mich, da ich gehen muß!"

In diesem Augenblicke hörten sie draußen einige derbe Schläge klatschen, den Gänsejungen heulen und die Gänseherde ein neues Triumphgeschrei anstimmen, als bejuble sie die Demüthigung ihres Tyrannen. Gleich darauf trat die Gutsherrin wieder in das Zimmer. „Ich dächte," sagte sie, noch erhitzt von dem eben vollstreckten Strafgericht, „ihr hättet nun lange genug beim Kaffee gesessen. Renata, du kannst deine Siebensachen in Ordnung bringen und einpacken. Da Johann noch die Butter nach der Stadt zu fahren hat, so soll er auf morgen früh einen Platz auf der Post für dich nehmen. Wenn sie um acht Uhr vorbeikommt, kannst du auf der Chaussee einsteigen. Nun? Worauf wartest du? Oder hast du dich eines Besseren besonnen?"

„Erweisen Sie mir die letzte Wohlthat, Tante: machen Sie mir die Reise möglich!" versetzte Renata, indem sie aufstand.

„Dann geh' und mach' dich fertig. Trenne aber erst

dein Namenszeichen aus der Wäsche. Für die paar Lappen wirst du Zeit genug haben, und das B kannst du später hineinnähen."

Renata neigte das anmuthige Oval ihres Kopfes, zum Zeichen, daß sie gehorchen werde, und ging schweigend hinaus.

Der gute, schwache Onkel sah betrübt vor sich hin. Frau von Kroning, die wieder ihr Strickzeug ergriffen und in Bewegung gesetzt hatte, sah ihn an und sagte: „Es scheint dir ja ordentliches Leidwesen zu machen, daß wir künftig einen Mund und Magen weniger zu füllen haben, nachdem sie uns ein ganzes Jahr zur Last gelegen. Anfangs hoffte ich, sie würde uns wenigstens eine Magd ersparen können, aber mit ihrem Englisch und Italienisch und Lateinisch und ihren Wissenschaften und ihrer Literatur und was sie alles im Kopfe hat, ist sie in einem regelrechten Landhaushalte so unnütz wie ein Kanarienvogel. Ich glaube gar, du hättest sie gern noch länger behalten; aber ich füttere keine Singvögel. Wegjagen konnte ich sie freilich nicht, was ärgerlich genug war. Ich habe auch was gelernt und weiß in der Gesellschaft meine Rolle zu spielen, aber ich verstehe auch zu wirthschaften, und wenn ich nicht alles berechnete und zusammenhielte, so würde es schön auf dem Gute aussehen. Ihr Reisegeld und noch ein Thaler darüber wird bald an Essen und Trinken gespart sein, und da es die Närrin nicht besser haben will, so mag sie selbst zusehen, wozu sie gut ist. Und du könntest auch

etwas Besseres thun, als dazusitzen wie wenn du junge Hühner auszubrüten hättest. Es ist die höchste Zeit, daß du aufs Feld hinausgehst und zusiehst, ob die Knechte ihre Schuldigkeit thun."

„Du hast recht, Friederike," sagte der Ermahnte, indem er aufstand und Hut und Stock nahm. „Aber leid thut es mir, daß deines Bruders Tochter so in die Welt hinausgestoßen wird." —

„Sei kein Narr! Wer stößt sie denn? Es ist ja ihr eigener Wille. Meine Söhne sind mir näher als meines Bruders Tochter und kosten in der Pension schon entsetzliches Geld. Aber du wirst nie rechnen und sparen lernen. Uebrigens wird Niemand auf den Einfall kommen, eine gewisse Renata Becker sei meines Bruders Tochter und ein Fräulein von Ravensberg, und mein Zeugniß für Renata Becker soll ganz ausgezeichnet werden."

Herr von Kroning sagte nichts weiter, schüttelte aber, während er sich auf das Feld hinaus begab, noch oft traurig den Kopf.

Renata war in ihr Kämmerchen gegangen. Ihrer Habseligkeiten war wenig genug, um sie gar bald in den kleinen Reisekoffer zu packen, der seit ihrer Ankunft auf dem Landgute ihrer einzigen Verwandten noch immer am Fußende ihres Bettes stand. Sie verschob daher dies Geschäft, um zuvörderst nicht nur aus ihrer Leibwäsche, sondern auch aus verschiedenen geschriebenen Heften und einzelnen Blättern jede Spur ihres Familiennamens zu vertilgen. Es bewegte sie tief und überhaupt

war ihr seltsam zu Muthe. Schon seit vielen Wochen hatte sie sich für einen Entschluß, wie der heutige war, innerlich vorbereitet; nun, da er gefaßt und ausgesprochen war, sah schon ihre ganze Umgebung sie fremd an. Stärker als je fühlte sie, daß hier ihre Heimath nicht sei. Und doch schmerzte es sie, sich von allem, was noch mit ihrer glücklicheren Vergangenheit zusammenhing, sogar von ihrem und ihrer Väter Namen sich trennen zu müssen. Ist es nicht fast ein Sterben, dachte sie, für mich wie für alle, die mich kannten, wenn ich so in die Fremde mich verliere und mein Name mit mir verschwindet! Wie bald werde ich von allen vergessen sein gleich einer Todten! Auch der Sterbende stirbt in ein Leben hinüber, von dessen Wesen und Bedingungen er nichts weiß, in das er nichts mitnimmt als sein kleines Ich. Und so wenig als er, weiß ich, was meiner wartet. Wie er, blicke ich mit Schmerzen zurück und mit Bangen vorwärts. Und doch verlasse ich hier nur ein Leben voll Enttäuschungen und Entbehrungen, voll Erniedrigung und täglicher Stachelreden, und mein Bangen vor der ungewissen Zukunft — ich weiß, es sollte nicht sein; ich weiß, es ist ein lebendiger Vorwurf meines Kleinglaubens, und doch kann ich es nicht abschütteln! So zagen und schaudern auch Menschen vor dem Tode, der sie von unsäglichem Elend erlöst, weil sie auf den allein sich nicht verlassen, auf den allein Verlaß ist in dieser brüchigen Welt.

Unter solchen und ähnlichen Gedanken verging ihr die Zeit über ihrer Beschäftigung schneller, als sie ge-

meint hatte. Als sie zum Abendessen in das Speisezimmer kam, händigte ihr die Tante unter langen Reden, die lebhaft an ein tönendes Erz und eine klingende Schelle erinnerten, ein stark empfehlendes Zeugniß für Renata Becker, einen Schein über den bezahlten Postplatz und einen Thaler in kleinem Gelde ein, und nahm den Dank dafür in Empfang, als ob sie ihn verdient hätte. Ueber Tisch belehrte sie ihre Nichte, wie sie die erhaltene Summe einzutheilen habe, ermahnte sie überhaupt zur Sparsamkeit, von der ihr der verstorbene Vater wohl schwerlich einen Begriff beigebracht habe, und unterrichtete sie ausführlich, wie sie sowohl auf der Reise als in ihrer künftigen Stellung sich zu benehmen habe, nicht ohne gelegentlich einige beißende Bemerkungen über Renatens thörichte Zurückweisung des Kammerherrn einzuflechten. Da sie, wie ein Professor auf dem Katheder, gewohnt war allein zu sprechen, und Widerspruch weder geduldet hätte noch erwartete, so fiel ihr das Schweigen der beiden anderen nicht auf, welche ihre Rede über sich ergehen ließen wie einen Landregen und einander nur bisweilen Blicke zuwarfen, die von dem nahen Scheiden sprachen und ohne Worte beredter waren als die wortselige Tante.

In ihr Kämmerchen zurückgekehrt, hatte Renata noch bis tief in die Nacht zu thun, und als sie sich endlich niedergelegt hatte, war sie so aufgeregt von dem bevorstehenden abermaligen Wechsel ihres Schicksals, daß sie ebenso leicht hätte einschlafen können wie ein gejagter

Hirsch. In der That hatte sie erst gegen Morgen kaum ein halbes Stündchen geschlafen, als der Lärm von Menschen und Vieh auf dem Hofe, womit der Tag zu beginnen pflegte, sie schon wieder weckte. Ein Blick durch das Fenster zeigte ihr einen dunklen Himmel und einen dichten Nebel, der die flache Gegend bedeckte. Sie stand auf und suchte sich mit Ankleiden, sowie mit dem letzten Ordnen und Verschließen ihres Köfferchens und einer kleinen Reisetasche so lange zu beschäftigen, als sie thun zu dürfen glaubte. Sie fühlte sich matt, weich, reizbar und fürchtete die Abschiedsreden der Tante. Endlich kam diese selbst in Begleitung eines Knechtes, der den Koffer an die Chaussee tragen sollte, und rief sie zum Frühstück.

Der Onkel war nicht da. Er sei schon zu den Leuten aufs Feld gegangen und lasse ihr Lebewohl sagen, meldete die Tante, und meinte mit einem leisen Lächeln, er habe dem schmerzlichen Abschied aus dem Wege gehen wollen. Während des Frühstücks wiederholte sie dann nochmals alle belehrenden Reden vom vorigen Abend, während sie mitunter einen Blick auf die große Wanduhr warf, und als der Minutenzeiger eine von ihr erwartete Stelle erreichte, stand sie mit einer gewissen Feierlichkeit auf und sagte: „Nun, Renata, bisher galtest du für meines Bruders Tochter. Das muß mit dieser Stunde aufhören. Aber im Grunde bist du es doch. Darum werde ich den Kammerherrn mit einem plausibeln Vorwande für deine plötzliche Entfernung für jetzt ver-

trösten und hinhalten. Du bist klug genug, um über kurz oder lang zur Einsicht deiner Thorheit zu kommen. Dann kannst du mir schreiben und ich werde alles in Ordnung bringen. Außerdem wünsche ich keine Briefe, auch nicht an Kroning. Ich hoffe und erwarte, daß du mich verstanden hast."

„Ich werde es befolgen, Tante," erwiderte Renata, die gleichfalls aufgestanden war.

„Es ist ganz natürlich," fuhr die Tante fort, „daß du es bei uns nicht nach deinem Geschmack gefunden hast. Du bist auf großem Fuße erzogen, dein Vater hat auf großem Fuße gelebt: darum fraßen seine nachgelassenen Schulden auch den ganzen Allodialnachlaß, als die Lehen bei seinem Tode heimfielen. Dies Haus mochte dir sehr kahl und leer vorkommen – ich dulde nichts Unnützes; Speise und Trank sehr haushälterisch — ich hasse alle Ueppigkeit; deine Beschäftigung sehr ordinär – ich verachte, was nichts einbringt. Aber ich hoffe und erwarte, das du erkennst, was ich an dir gethan habe."

„Ich weiß, Tante, Sie hätten es lieber nicht gethan, und um so dankbarer muß ich dafür sein," versetzte Renata. „Ich habe für mehr zu danken, als Sie wissen, und ich thue es aufrichtig, wie man die Hand küßt, die selbst nicht weiß, was sie im Auftrage des Herzens gethan hat. Grüßen Sie den lieben, guten Onkel noch viel tausend Mal. Gott segne Sie in Ihren Kindern und lasse es Ihnen wohl ergehen!"

„Es ist Zeit, du mußt fort," sagte die Tante und führte sie an die Hausthür, gab ihr dort einen Kuß, der so laut schallte, wie wenn die Rinde eines Baumes vom Winterfrost springt, und entließ sie mit dem Wunsche einer glücklichen Reise.

Mit entschlossenen Schritten eilte Renata von dem Hause in den dichten Morgennebel hinaus, aber die lange zurückgehaltenen Thränen rannen ihr jetzt über die Wangen. Ihre Verlassenheit, ihre ungewisse Zukunft und alles, was sie verloren und gelitten, drängte sich verwirrend an ihr Herz. Als sie etwa die Hälfte des Weges nach der großen Landstraße zurückgelegt hatte, trat ihr plötzlich eine Männergestalt aus dem Nebel zur Seite. Es war der Onkel. Er begrüßte sie herzlich und bewegt, reichte ihr dann seinen Arm und sagte: „Ich wußte wohl, daß sie dich allein fortschicken würde, sie kann die feuchte Nebelluft nicht vertragen; aber sie meint es gut mit dir wie mit uns allen, sie hat nur nicht die Manier, es zu zeigen." — Er hatte, während sie fortgingen, noch manches liebevolle Wort für die Scheidende. Gut für ihn aber war es, daß die Augen seiner Gattin, die scharf waren wie die Augen eines Raubvogels, durch den weißlichen Nebelschleier nicht sahen, wie er Renaten halb verschämt eine reichlich gefüllte Geldbörse zusteckte, wie sie ihn unter Thränen des Dankes dafür umarmte und küßte, und wie er sie, als sie die Chaussee erreicht hatten, wo der Knecht mit dem Koffer wartete, auch nicht verließ, bis der Postwagen kam und anhielt und

sie und ihren Koffer aufnahm, und wie er dann noch lange traurig in das farblose Gewölk blickte, in welchem der Wagen verschwunden war. —

Es war noch nicht die Zeit, wo Dampfwagenzüge brausend, zischend, heulend und pfeifend auf eisernen Gleisen hinflogen, aber die Eilpost, von vier kräftigen Pferden gezogen, rasselte schnell genug die feste, glatte Chaussee dahin. Je höher der Tag stieg, desto tiefer sanken die Nebel, bis die Sonne in reiner Klarheit auf die frühlingsgrünen Ebenen herabstrahlte. Die Reisegesellschaft, an den Orten, wo gehalten und umgespannt wurde, mitunter wechselnd, war anständig, zum Theil sogar angenehm. Ein wohlwollender alter Herr nahm sich Renatens besonders an und verwickelte sie widerholt in interessante Gespräche, wie sie ihr seit einem Jahre fremd gewesen waren. Ihr immer reger Geist erhob sie über das Drückende und Beängstigende ihrer Lage, und der Tag ging ihr besser dahin, als sie erwartet hatte. Auch die Nacht durch mußte sie noch fahren. Die Mitreisenden schliefen. Sie versuchte, es ihnen gleichzuthun, aber so müde und abgespannt sie war, konnte sie doch keinen Schlaf finden. Am anderen Morgen verließ der alte Herr den Postwagen, nachdem er den Kondukteur durch einen silbernen Beweggrund bestimmt hatte, Renaten bei dem Dorfe Kleinensohre abzusetzen.

Die Sonne stand schon hoch, als der Wagen in dem reinlichen, wohlgehaltenen Dörfchen vor dem Wirthshause hielt und Renata mit ihrem Köfferchen entließ. Sie sah

sich um. Das Dorf, von einem lebhaften klaren Bache durchschlängelt, lag in der anmuthigsten Berggegend, und in einiger Entfernung blickte von der Höhe ein stattliches, etwas alterthümliches Schloß über eine reiche Baumumgebung herab. Die Wirthin war herausgekommen und bestätigte auf Renatens Nachfragen, es sei das Schloß Sohre, wo die gnädige Frau Baronin von Radau wohne. Renata übergab der Frau den Koffer, ließ sich den Weg nach dem Schlosse beschreiben, und nachdem sie im Hause ihr Aeußeres geordnet hatte, schlug sie den ihr gezeigten Pfad aus dem Dorfe ein. Nach kurzem befand sie sich in den schönsten, sorgfältig gepflegten Parkanlagen, aber der Weg war weiter, als sie gedacht hatte, und bald überkam sie eine unwiderstehliche Ermüdung.

Wer je zwei Nächte nacheinander durchwacht und dabei mehr als vierundzwanzig Stunden im Postwagen zugebracht hat, wird es begreiflich finden, daß Renata's Schritte immer langsamer und schwerer wurden, daß sie, um einen Augenblick zu ruhen, sich auf das Moos unter einem alten Eichbaume niederlegte und daß sie erschöpft und gedankenlos kaum zwei Minuten vor sich hinausgestarrt hatte, als sie in einen tiefen und festen Schlaf fiel. —

Auf der geschmackvoll angelegten Terrasse an der Parkseite des Schlosses war dem schönen, warmen Frühlingstage zu Ehren der Frühstückstisch heute unter dem breitgezogenen Schirmdache einer Hängeesche angerichtet. Die kleine Gesellschaft, welche auf bequemen Sesseln sich davor niedergelassen hatte und den Speisen

zusprach, bestand aus der Baronin, einer schlanken, alten Dame mit ernstem, aber wohlwollendem Gesichtsausdruck, ihrer Tochter Walburg, einer stolzen, blühenden Schönheit, deren Verlobten, einem jungen Grafen Arnfels, und einem wohlhäbig und klug aussehenden alten Herrn, dem Freiherrn von Helmen, einem vieljährigen Verehrer und Gutsnachbarn der Baronin. Zwei Sessel standen leer. Von dem einen, durch Kissen aufgehöhten, war soeben das schöne, feine Kind herabgesprungen, das an den nahen Blumenbeeten einem Schmetterlinge nachlief. Auf den anderen waren die Augen der Baronin gerichtet, als sie sagte: „Warum nur Bodo nicht kommt? Er sieht seit einigen Tagen wieder so tiefsinnig und schwermüthig aus, daß es anfängt mich zu ängstigen.“

„Sehr ohne Noth,“ versetzte der alte Freiherr. „Ei, meine gnädige Freundin, der Himmel stürzt nicht ein, wenn auch die finstersten Wolken unter ihm hinziehen. Sollte die eigne Mutter ihren Sohn nicht besser kennen als ich, der ich leider nicht sein Vater bin? Bodo ist ein kreuzbraver Mensch, voll Geist und gesund an Leib und Seele. Man könnte Ihnen vielleicht vorwerfen, Sie hätten sein Erbtheil des mütterlichen Ernstes etwas zu reichlich ausgemessen, aber auf Hieb, Stich oder Kugel würde ich es mit jedem aufnehmen, der diese Lüge vorbrächte; denn, mein Gott, welch' lebensfrische und heitere junge Frau waren Sie damals, als Sie ihm noch von Ihrer eigenen Natur mitgeben konnten!“

„Was meinen Sie denn, das der Grund seiner schwermüthigen Verstimmung sei?“ fragte die besorgte Mutter.

„Ich möchte wetten, er weiß es selbst nicht, obgleich —“

„Nun?“

„Verehrte! Auch der aufrichtigste Mensch, und dazu rechne ich Bodo, bleibt sein eigner Taschenspieler. Von Täuschungen und Widersprüchen werden wir nie frei. Uns im Blute wohnt der Schalk, der uns ohne Aufhören hänselt. Wen ein Uebermaß von Galle zornmüthig, Nervenverstimmung weinerlich, dickes Blut verdüstert macht, wird sich der sagen: Narr, das bist du selbst? Da müßte er schon ein sehr erleuchtetes Lebensgenie sein, wie man es mit vierundzwanzig Jahren nicht ist. Nein! Um sich selber tadelfrei und unfehlbar zu erscheinen — und das Streben hiernach ist das göttliche Siegel der Menschennatur — wird er außer sich suchen, was er in sich hat, und die Ursache seines Zornes, seines Weinens, seiner Verdüsterung in sein Schicksal, in den Weltlauf, in das Benehmen und die Handlungen Anderer verlegen, und da müßte es mit dem Henker zugehen, wenn er sie nicht auch fände, wo er selbst sie hinlegt. Das ist der Haken, an dem mein Obgleich hängt. Ich wollte damit nur sagen, wie der Bauer, den man fragte, ob es regnen würde: Es kann sein, kann auch nicht sein. Aber wir können es von ihm selbst hören. Da kommt er.“

Der junge Mann, eine schlanke Gestalt vom schönsten Ebenmaß und mit edlen Gesichtszügen, über denen ein Schatten schwermüthigen Ernstes lag, näherte sich schweigend, küßte der Mutter die Hand, reichte die seinige den Anderen und nahm dann, ohne sich zu setzen, von den Erfrischungen.

„Du bist heute nicht zum Frühkaffee gekommen, Bodo," bemerkte die Mutter.

„Ich war im Walde."

„Mit dem Förster?"

„Ich hatte nichts mit ihm zu besprechen."

„Was hast du denn dort gesucht?"

„Den Wald, liebe Mutter, in dem ich herumgeritten bin."

„So," sagte der alte Herr. „Und da hast du dem Walde dein Unglück geklagt und den Bäumen deinen Kummer vertraut? Ja," fuhr er fort, als ihn Bodo fragend anblickte, „dergleichen muß doch über dein unschuldiges Haupt gekommen sein. Gesteh' einmal offen, was dich mit der natürlichen Freudigkeit der Jugend auf so gespannten Fuß gesetzt hat. Was ist es? Irgend ein ungeheures Schicksal von oben, oder Obstruktionen von unten? Würgst du an einem philosophischen Knochen oder hat dir irgend eine Grete ein schiefes Maul gemacht? Kurz, jammerst du mit Faust, mit Hamlet oder mit Werther über dein und der Welt Elend?"

„Mit keinem von ihnen," versetzte Bodo.

„Nun," fuhr Helmen fort, „wozu denn diese Begräbniß-

miene? Weßhalb diese ungewohnte Schweigsamkeit? Warum suchst du die Einsamkeit? Warum sprichst du zum Lachen: du bist toll, und zur Freude: was machst du?"

Bodo wandte sich um und fing das Kind auf, das soeben lachend und tanzend an ihm vorbeihüpfte. „Klärchen," versetzte er, „sage Onkel Helmen einmal, weßhalb du so fröhlich umherspringst?"

„Ich weiß nicht," rief die Kleine und suchte sich loszumachen.

„Da haben Sie genau meine Antwort auf Ihre Fragen," sagte Bodo.

Der alte Freiherr füllte einen Theelöffel mit Honig und sah das Kind an. Es hielt plötzlich still. „Klärchen," sagte er dann, „besinne dich einmal." Sie sah ihn an und spitzte ihr rosiges Mündchen.

„Warum bist du hier so vergnügt?" —

„Weil es so schön ist." —

„Was denn?" —

„Alles." —

„Nun," sagte er zu Bodo, indem er dem Kinde die Süßigkeit gab, „und da hast du meine Entgegnung. Unscheinbar und doch voll Einfalt, ganz nach Art der Macht, die im Munde der Kinder zugerichtet ist. Du solltest sie beherzigen, junger Herr. Du sagst vielleicht: Es ist eben nur eine schwermüthige Stimmung — und deine Miene scheint diese Vermuthung zu bestätigen. Aber Stimmungen sind ein herrschsüchtiges Geschlecht,

und gewöhnt man sie nicht an Gehorsam, so geräth man nur in die Dienstbarkeit ihrer Launen. Ich weiß, daß es oft eine Riesenarbeit ist, ihrer Herr zu werden, aber Zwergsarbeiten sind auch keine Aufgabe für Männer. Nun, nichts für ungut!"

Damit reichte er Bodo die Hand, der sie ihm drückte, indem er sagte: „Ich kann nicht heiter scheinen, wenn ich es nicht bin, aber ich will mich bemühen es zu sein."

Das Brautpaar war indessen aufgestanden und ging zwischen den Blumenbeeten umher. Bodo's geringe Eßlust war bald befriedigt. Der Freiherr schlug einen Spaziergang vor, und da Niemand etwas einzuwenden hatte, reichte er der Baronin den Arm und die kleine Gesellschaft setzte sich in Bewegung. Die Verlobten gingen voraus, Bodo nahm Klärchen an die Hand und folgte ihnen in einigem Abstande. Die beiden Alten gingen zuletzt und blieben auf Veranlassung des Freiherrn etwas weiter zurück, indem dieser die Baronin wegen ihres Sohnes zu beruhigen suchte.

So sagte er unter Anderem: „Lebensüberfluß und Lebensüberdruß scheinen einander oft so ähnlich wie diese Worte, und kleiden sich in dieselbe Trauerfarbe. Wenn in einem reinen, gesunden, jungen Gemüthe die ruhenden Kräfte in Bewegung gerathen, die verborgenen Quellen des Seelenlebens sich mit Macht ergießen, das noch ziellose, dunkle Wollen gewaltsam über sich hinausstrebt — Entwicklungszustände, denen kein reichbegabtes

Gemüth entgeht — so fühlt sich der Mensch von dieser chaotischen Fülle bedrängt und belastet, sehnt sich und weiß nicht wonach, sucht und weiß nicht was, und betrauert was er nie verloren. Aber es ist eine Krankheit, die ihre Heilung in sich selber trägt. Es ist die Pein des Durstes, die den Schmachtenden zum Trinken treibt. Es sind die Beinschmerzen des Kindes, die nur vom Wachsen kommen. Es sind die Zeiten, wo man das Glück des Daseins als Schmerz zu empfinden glaubt und aus Lebenslust vom Tode spricht, und wo die Poeten ihre Sehnsuchtslieder ins Blaue hinaussingen. Verehrte Freundin, ich habe dergleichen auch durchmachen müssen, aber die ehrliche Haut Erfahrung hat mir bewiesen, daß es gegen einen tüchtigen Zahnschmerz oder ein resolutes Podagra bloßes Kinderspiel ist und sich dagegen verhält wie ein gemalter Mann zu einem lebendigen. Sie wissen, wie ich glaube, daß Sie keine begründeten Sorgen haben können, die nicht auch die meinigen wären, und da ich diese Sorge wegen Bodo's nicht theilen kann, so sehen Sie, wie unbegründet sie mir erscheint."

Während er so bald ernst bald scherzend ihr zuredete, waren die drei Paare immer weiter auseinander gerathen, und keines von ihnen beachtete die anmuthig wechselnde Umgebung, durch welche sie der sanft gewundene Kiesweg führte. Der Park war von dem verstorbenen Baron, Bodo's Vater, mit vieler Liebhaberei und lebhaftem Sinn für landschaftliche Schönheit angelegt und von Jahr zu Jahr erweitert worden. Große

Wiesenflächen, da und dort mit Baumgruppen besetzt, weite schilfumkränzte Teiche, beträchtliche Waldpartien, das sanfte Thal und das Berggelände mit trotzig vorspringenden Felsen, eine Mühle, eine Försterei, einzelne halbversteckte Häuschen — dies alles war zu einem ausgedehnten Ganzen verbunden, in welchem jeder Ausblick und jeder Durchblick neue malerische Schönheiten darbot, bald das Schloß mit dem dahinter aufsteigenden Bergwalde, bald das gegenüberliegende Dörfchen mit seinem spitzen Kirchthurme, bald eine liebliche Gruppirung im Inneren des Parkes zeigend. Obwohl aber der volle Frühling über alles den herrlichsten Glanz verbreitete, so war doch das ältere Paar zu tief im Gespräch, um darauf zu merken; Bodo war in Träumereien versunken, das Kind sprang neben ihm hin und her, um eine Blume zu pflücken, ein Steinchen aufzulesen, einem Vogel nachzulaufen, und das Brautpaar weiter vorn schien nur für einander Sinn zu haben.

Als die letzteren den hohen Eichenbestand erreicht hatten, fiel ihnen abseits vom Wege die an eine moosbewachsene Baumwurzel gelehnte Gestalt eines schwarz gekleideten jungen Mädchens ins Auge, das im tiefen Schlafe lag.

„Was ist das?“ sagte der Graf, indem er darauf hindeutete.

„Keinenfalls Jemand, der uns angeht,“ erwiderte Walburg.

„Nun, sie ist gut gekleidet,“ bemerkte er.

„Ziemlich ordinär," versetzte die Braut. „Ich bitte dich, du wirst doch bei der Person nicht stehen bleiben wollen?" Damit zog sie ihn weiter und sie gingen vorüber.

Bald darauf kam Bodo an dieselbe Stelle und würde nichts von der Schläferin gesehen haben, wenn Klärchen nicht plötzlich gerufen hätte: „Sieh' mal, Onkel Bodo, die Dame da!"

„Mein Gott," sagte der junge Mann, „was mag der zugestoßen sein? Geh' einmal zu ihr, Klärchen, und frage sie!"

Renata war von dem Ausruf des Kindes geweckt worden, blickte aber, vom Schlafe noch betäubt und vom Lichte geblendet, einige Augenblicke verwirrt empor, ohne sich zu regen, und da Klärchen nach Kinderart sich scheu zurückzog, statt sich der Fremden zu nahen, so trat Bodo rasch hinzu, um sich zu überzeugen, ob hier Hilfe vonnöthen sei. Dadurch geschah es, daß das erste Erkennbare, was Renata mit wachem Bewußtsein erblickte, Bodo's zu ihr niedergebogenes Angesicht war, in dessen männlich edlen Zügen sich Theilnahme und Staunen seltsam mischten. Betroffen, beschämt und tief erröthend bewegte sie sich um aufzustehen. Er reichte ihr die Hand und rasch erhob sie sich und stand vor ihm.

„Sie zittern!" sagte er. „Fehlt Ihnen etwas?"

„Nicht das Mindeste," erwiderte sie, indem sie sich schnell faßte und sich ihrer Vorsätze erinnerte. „Ich schäme mich nur, hier so angetroffen zu sein. Ich war auf dem Wege zu der Freifrau von Radau, wollte nach

einer höchst ermüdenden Reise einen Augenblick ruhen und wurde unwillkürlich vom Schlafe überrascht."

„Hier kommt meine Mutter," sagte Bodo.

Die Baronin und ihr Begleiter hatten sich genähert. „Was giebt es hier?" fragte die erstere. „Kennst du die —", sie stockte, um eine geeignete Bezeichnung verlegen.

„Nein," versetzte Bodo, „ich kenne die Dame nicht, aber ich höre, sie sei auf dem Wege zu dir."

„Nun," sagte die Baronin, „so darf ich Sie wohl ersuchen, mir Ihren Namen und den Zweck Ihres Besuches zu nennen."

„Verzeihen Sie, gnädige Frau," erwiderte Renata, die indeß ihre volle Selbstbeherrschung wiedergewonnen hatte. „Der Zufall, wenn es einen Zufall giebt, hat mich um den Vortheil gebracht, mich auf angemessene Weise anmelden zu lassen. Erlauben Sie diesem Blatte, daß es mich Ihnen vorstelle."

Damit überreichte sie der Baronin das versiegelte Zeugniß ihrer Tante. Die Baronin, noch immer ungewiß, ob sie einen Gast oder eine Bittstellerin vor sich habe, betrachtete das Allianzwappen, erbrach das Schreiben, blickte hinein und sagte zu dem Freiherrn: „Von Frau von Kroning, geborene von Ravensberg. Sie kennen ja alle Welt. Ist Ihnen die Dame bekannt?"

„Persönlich nicht," antwortete der Gefragte, „aber beides sind sehr gute alte Familien, vorzüglich die Ravensberg."

Renata mußte eine kleine Bewegung unterdrücken. Die Baronin durchlas das ziemlich ausführliche Zeugniß, das ebenso sehr eine Empfehlung war, gab es dann dem alten Herrn und sagte zu Renata: „Also Sie heißen Renata Becker, Ihr verstorbener Vater war Professor und Sie wünschen die Stelle meiner Gesellschafterin zu erhalten?"

„Das Letzte ist mein lebhafter Wunsch," erwiderte Renata.

„Wir wollen es überlegen," sagte die Baronin. „Einstweilen können Sie sich uns anschließen und sich der Kleinen dort annehmen. Sie heißt Klärchen und ist eine verwaiste Großnichte von mir. Morgen, spätestens übermorgen werde ich mich entscheiden. Klärchen, gieb Mademoiselle die Hand."

Bodo hatte sich mit dem unangenehmen Gefühle einer Enttäuschung abgewendet. Er hatte in der hohen, schlanken Gestalt mit den reinen, charaktervollen und geistreichen Gesichtszügen etwas anderes erwartet als eine Mademoiselle Becker, und seine anfängliche, beinahe vertrauliche Berührung mit ihr verdroß ihn. So gesellte er sich beim Weitergehen den beiden Alten, während Renata mit dem Kinde auf Geheiß der Baronin voraus-gehen mußte.

Die Baronin beobachtete schweigend, wie Renata der lebhaften Kleinen zuerst bald rechts, bald links zu den Gegenständen folgte, die deren Aufmerksamkeit erregten, wie sie dann aber das muntere Wesen durch Gespräch

oder Erzählung zu fesseln wußte, so daß es horchend an ihrer Seite blieb, ihre Hand wiederum ergriff und nur dann und wann fröhlich aufhüpfte.

„Nun, was denken Sie zu thun?“ fragte der alte Herr endlich. „Klärchen scheint bereits ein wohlthätiges Beruhigungsmittel in ihr bekommen zu haben.“

„Das sehe ich,“ entgegnete die Baronin, „und im Ganzen mißfällt mir die junge Person eben nicht, obwohl sie in Haltung und Benehmen etwas hat, was einer Untergebenen nicht recht zukommt. Indeß wird sich bald zeigen, ob sie mir ansteht. Eigentlich will ich sie ja mehr für mich haben als für das Kind, das in kurzem seine Bonne bekommen wird.“

„Mir,“ versetzte der Freiherr, „hat die Art, wie sie sich einführte, sehr wohlgefallen. Ich möchte nach dem ersten Eindruck behaupten, daß sie ebenso gescheit als wohlerzogen sein müsse, und man bemerkte dabei eine Vereinigung von Selbstbewußtsein und Anspruchslosigkeit, der man nicht oft begegnet.“

„Ein erster Eindruck kann auch täuschen,“ meinte Bodo.

„Ja,“ sagte der Alte, „wenn der Empfänger nicht unbefangen ist, wenn das Wachs, das ihn empfangen soll, mit fremden Stoffen versetzt oder schon zu kalt ist. Wo das aber nicht der Fall, da wirken in dem rein empfundenen ersten Eindrucke Seelenkräfte, die weit über die rechnende Reflexion hinausgehen, und wenn diese in der Folge mit allerlei falschen Größen gerechnet und das

Urtheil durch Dick und Dünn irre geführt hat, so muß sie am Ende schamroth vor dem ersten Eindruck niederfallen und dessen Superiorität eingestehen."

Als der Weg wieder bergan führte, gab Bodo der Mutter den Arm, und bald darauf kam Klärchen zurückgelaufen, um zu verkündigen, welch' wunderschöne Geschichten ihr Renata erzählt habe.

„Du meinst Mademoiselle Becker," verbesserte die Baronin.

„Nein," rief die Kleine, „sie heißt Renata. Sie hat es mir selbst gesagt."

Renata war dem Kinde gefolgt und sagte: „Ich würde es für eine gnädige Vergünstigung ansehen, wenn Sie mich bei meinem Taufnamen nennen wollten."

„Ich werde mich dieses Wunsches erinnern," erwiderte die Baronin, „wenn es sich entscheidet, ob Sie bleiben." — Sie erkundigte sich dann nach Renatens Gepäck und versprach, es sofort holen zu lassen. „Vor Tisch," fügte sie hinzu, „werden Sie Toilette machen, denn Sie speisen mit uns."

Renata verneigte sich schweigend. Man ging die Anhöhe vollends hinauf und trat bald wieder auf die Terrasse hinaus.

An einem freieren schattigen Platze saß hier das Brautpaar schon neben einer sehr alten Dame, welche sich zur Begrüßung der Anlangenden erhob und dabei eine ungemein große, dürre Gestalt und zurückgebogene Haltung zeigte, die man sich ohne das faltenreiche Ge-

sicht mit dem Bartschatten unter der schmalen Adlernase gar nicht hätte vorstellen können. Es war die Aebtissin von Hohenheim aus dem benachbarten adeligen Fräuleinstift, welche zum Besuch herübergekommen war und von der Baronin mit sehr zuvorkommender Förmlichkeit empfangen wurde. Dies war kaum geschehen, als ein Lakai der Baronin einen Brief präsentirte. Während sie denselben nahm und öffnete, gab sie dem Diener die nöthigen Weisungen wegen Renatens Gepäck, bat um Erlaubniß, die paar Zeilen lesen zu dürfen, und befahl dann mit einem halb verdrießlichen Lächeln vier Gedecke mehr bei Tisch. Inzwischen war eine Wärterin gekommen, um Klärchen abzuholen, und Renata wollte mit ihr gehen, als die Baronin sie bleiben hieß.

„Wen hast du denn da unter den Eichbäumen aufgelesen?“ fragte Walburg.

„Eine junge Person,“ sagte die Mutter mit verweisendem Nachdruck, „welche sehr gut empfohlen ist. Nicht unmöglich, daß ich Mademoiselle Becker als Gesellschafterin annehme.“

Walburg biß sich auf die Lippen und musterte Renata von oben bis unten.

Renata bewahrte still ihre bescheidene Haltung. Nach den damaligen Standesansichten solcher Kreise mußte sie es natürlich finden, daß man eine Mademoiselle Becker, die sich zum Dienst anbot, so behandelte, wie es geschah. Dennoch fühlte sie etwas Kränkendes darin, obgleich sie sich sagte, daß diese Behandlung ja

nur ihrer angenommenen Rolle gelte und daß sie in Wirklichkeit allen Anwesenden vollkommen ebenbürtig sei. Indeß hatte sie sich vorhergesagt, daß sie noch vieles zu überwinden haben werde, und die schweren Prüfungen bei der harten geizigen Tante hatten sie hinreichend darin geübt. Die übrigen hatten sich auf Bänke und Stühle niedergelassen, und Renata von Ravensberg zweifelte noch, ob Mademoiselle Becker dies gleichfalls thun dürfe, als Bodo ihr zurief: „Warum stehen Sie denn? Setzen Sie sich doch!“ — Sie wollte ihm, wenn auch nur mit einem Blicke, danken, aber er beachtete sie schon nicht mehr und hatte sich zu der Mutter gewendet.

Diese verkündigte den anderen soeben, daß durch den Brief sich Herr von Weidach mit seiner jungen Frau angemeldet habe. „Natürlich werden wir sie empfangen,“ setzte sie hinzu; „auch kann Bodo ihnen nach einiger Zeit einen Gegenbesuch machen, aber weitere gesellige Beziehungen können wir mit der Frau nicht haben.“

„Weidach ist ein Vetter von mir,“ sagte die Aebtissin, „sollte er aber versuchen, diese Frau im Stifte vorzustellen, so lasse ich mich verleugnen.“

„Es ist eine unverschämte Zudringlichkeit!“ sagte Walburg.

„Verzeihen Sie mir einige Ketzereien, meine Damen,“ versetzte der Freiherr. „Wissen Sie von der jungen Frau etwas Tadelhaftes außer ihrer bürgerlichen Abkunft?“

„Nun,“ rief Walburg, „ist denn das nicht genug?“

„Halt, Walburg!“ sagte Bodo. „Damit setzest du den Helmen schon in Vortheil und schlägst wie ein ungeschickter Fechter dich selbst. Ihre bürgerliche Abkunft ist weder zu schelten noch zu tadeln; sie theilt diese mit der ungeheuren Mehrheit aller Menschen und mit sehr vielen wackeren und ehrenwerthen Leuten. Ihr daraus einen Vorwurf zu machen, wäre keine geringere Thorheit, als wenn wir es uns als Verdienst oder Tugend anrechnen wollten, von adeligen Vorfahren abzustammen, wozu wir selbst, mein' ich, verzweifelt wenig gethan haben. Sage daher nicht, daß du sie tadelst, weil sie bürgerlicher Abkunft sei, sondern weil sie dessenungeachtet sich in Familienkreise drängt, die eine andere Herkunft verlangen, und weil dadurch eine durchaus unzuträgliche Vermischung der Stände herbeigeführt wird.“

„Auch du, Brutus?“ sagte der Freiherr lächelnd. „Aber auch dieß einmal angenommen, mein ernsthafter Freund, so müßte der eigentliche Vorwurf doch zu sieben Achteln, ja zu neunzehn Zwanzigsteln auf den Kopf des Mannes fallen.“

„Das zu leugnen fällt mir gar nicht ein,“ versetzte Bodo.

„Auf den Kopf, sag' ich,“ fuhr Helmen fort. „Es wäre aber wohl möglich, daß das Herz denselben mit einem mächtigen Schilde deckte.“

„Dem Wappenschilde?“ sagte die Aebtissin spöttisch.

„Nein, Hochwürdige, einem besseren, dem Sie leider entsagt haben, dem Schilde der Liebe.“

„In meinen Augen, verehrter Freund, kann ihn das nicht entschuldigen," sagte Bodo. „Warum ist er nicht stärker als seine Leidenschaft? Daß eine solche sich einschleicht, kann unter Umständen unvermeidlich sein, aber sie zur Herrschaft gelangen zu lassen, wenn alle höheren Rücksichten sie verbieten, und gegen diese selbst damit anzustürmen, finden Sie das männlich und würdig? Darf uns so die blinde Natur zum Narren haben? Sind uns dagegen alle Waffen des Willens und des Geistes umsonst gegeben? Das Herz! Ausreißen sollte man sich's, wenn ihm nicht alle die heiligen und edlen Güter des Daseins theurer wären als eine verirrte Leidenschaft!"

„Mein bester Bodo," sagte der Alte, „du sprichst ja so leidenschaftlich gegen die Leidenschaft, als hätte sie dich persönlich beleidigt. Aber, meine Verehrten allerseits, wir stecken da in Traditionen, und ich kann nicht leugnen, mein reichliches Kindestheil an denselben erhalten zu haben, — in Traditionen, über welche die Zeit unaufhaltsam hinwegrollt. Ei, ich brauche nur Sie selbst zu fragen, ob Sie echten Seelenadel nicht höher schätzen als nackten Geburtsadel? nicht eine hohe Bildung des Herzens und des Geistes höher als den längsten Stammbaum? und ob Sie der Meinung sind, daß diese besseren Eigenschaften mit einer bürgerlichen Geburt unverträglich seien?"

„Man kann alles dies einräumen, ohne eine Mißheirath zu billigen," sagte Bodo.

Die Baronin versetzte trocken: „Jedenfalls werden,

wie man hört, Weidachs Kinder einmal einen Kaufmann zum Großvater und einen Gastwirth und einen Uhrmacher zu Großonkeln haben."

„Es ist abscheulich!" rief die Aebtissin.

„Doch kaum, Hochwürdige, höchstens unangenehm," sagte der Freiherr. „Uebrigens frage ich die Damen alle, ob sie es vorziehen, um ihrer Ahnen willen oder um ihrer selbst willen geliebt zu werden?"

Der Graf küßte die Fingerspitzen seiner Braut und sagte: „Unschätzbar, wo beides zusammen ist!"

Die Ankunft der angemeldeten Gäste unterbrach das Gespräch, und alle, außer der Aebtissin und Walburg, standen auf, um sie zu begrüßen. Herr von Weidach, ein nicht mehr ganz junger, schlichter und gutmüthiger Landedelmann von etwas zerstreutem Wesen, übrigens bekannt als ausgezeichneter und eifriger Landwirth, — stellte den Anwesenden seine jugendliche Gemahlin vor, eine artige rosenwangige Blondine, die bei großer Schüchternheit doch ein durchaus schickliches und feines Benehmen zeigte. Die Baronin empfing sie mit kühler Herablassung, aber sehr höflich. Walburg erhob sich halb und murmelte einige unverständliche Worte. Die Aebtissin begrüßte sie in schweigender Majestät mit einem leichten Kopfnicken. Um so tiefer war die stumme Verneigung des Grafen, die Walburg ein Lächeln entlockte, während Bodo beiden Ankömmlingen einige freundliche Worte sagte und der alte Freiherr sie mit vieler Herzlichkeit begrüßte. Zuletzt wandte sich Weidach

mit unsicher fragendem Blick zu Renata, die ein wenig zur Seite getreten war und bei Annäherung der Fremden lebhaft erröthete, indem sie mit einer anmuthigen Verbeugung zugleich Miene machte, sich zurückzuziehen. In diesem Augenblicke trat jedoch Bodo mit ein paar raschen Schritten hinzu und stellte Renata vor. „Mademoiselle Renata Becker," sagte er; „jetzt noch Gast, bald vielleicht Gesellschafterin bei meiner Mutter." Nachdem er dann ebenso rasch wieder zurückgetreten war, gleich als wolle er Renatens Anblick und Nähe vermeiden, wechselten die junge Frau und Renata einige schickliche Worte, und man setzte sich.

So viel Mühe sich auch der alte Freiherr, zum Theil auch die Baronin, gab, um eine allgemeine Unterhaltung in Gang zu bringen, sie gerieth immer von neuem ins Stocken, so daß es fast peinlich wurde. Bodo hatte sich mit einer leichten Entschuldigung entfernt.

Renata war erstaunt, bei dem Adel dieser abgelegenen Gegend noch einen solchen Kastengeist zu finden. Auch sie war nicht unempfindlich für ihre Abstammung von einer langen Reihe angesehener Vorfahren; sie fühlte, daß sie verpflichtet sei, deren Namen und Gedächtniß durch ihr eigenes Sein und Verhalten zu ehren und in der Meinung der Menschen unbefleckt zu erhalten; allein auf ihre Schätzung anderer hatte dies keinen Einfluß. Auch herrschten nicht bloß in den Umgebungen, in welchen sie herangekommen war, bereits freiere Gesinnungen, sondern von ihrem verstorbenen Vater war ihr auch von jeher

eingeprägt, daß nur die wahre Bildung, welche Geist, Charakter und Sitte veredle und erhöhe, einen berechtigten Unterschied in der menschlichen Gesellschaft herbeiführen könne. Diesen Ansichten hatte ebenso sein häuslich geselliger Verkehr, wie auch die sorgfältige Erziehung seiner einzigen Tochter entsprochen. Dabei hatte sich allerdings in dem sehr begabten Mädchen ein starkes Selbstgefühl, eine Art Bildungsstolz entwickelt; von diesem aber war sie durch die schmerzlichen und niederbeugenden Erfahrungen im Hause der Tante gründlich geheilt worden. Was sie jetzt hörte und sah, erschien ihr wie ein abgestandenes Ueberbleibsel einer längst untergegangenen Zeit, wovon nur der alte Freiherr eine Ausnahme machte, und es würde sie zum Lachen gereizt haben, hätte sie weniger Mitgefühl gehabt für die hübsche junge Frau, um die sich Niemand als ihr Gemahl zu kümmern schien, und hätte nicht zugleich der Gedanke an den jungen Baron, an Bodo, sie wie ein sonderbares Räthsel beunruhigt. Denn es war ihr unverständlich und wie ein Widerspruch, daß diese edle Erscheinung mit dem ernsten traurigen Ausdruck und gelegentlich aufblitzenden Feuer, das ebenso viel Geist als treffliche Gesinnung verrieth, von denselben verjährten Vorurtheilen befangen sei wie die übrigen.

Dem unbehaglichen Zustande der Gesellschaft machte die Baronin dadurch ein Ende, daß sie aufstand und sich auf eine halbe Stunde beurlaubte, um sich zu dem Mittagsmahl anzukleiden. Für die verehrten Gäste seien ebenfalls Zimmer in Bereitschaft. Sie selbst führte die Aeb-

tissin hinein, der Freiherr als Hausfreund das Ehepaar, die Verlobten folgten. Es schien, als habe an Renata Niemand gedacht, doch zeigte sich bald ein freundlicher greiser Kammerdiener, der sie höflich aufforderte, sich ihr Zimmer von ihm weisen zu lassen.

Sie folgte ihm durch die auf die Terrasse führende Nebenpforte hinein. Das Innere des Schlosses entsprach der schönen Umgebung. Die hellen Gänge, durch die sie schritten, waren durch geschmackvolle Verzierungen von Stukkatur und mehrere große Oelbilder erfreulich belebt, an den breiten und bequemen Treppen, die sie erstiegen, standen marmorne Bildsäulen bei jeder Wendung. Alles bezeugte den großen Reichthum der Besitzer. Am Ende des obersten Flurganges öffnete der Kammerdiener eine Thür und ließ Renata eintreten. Sie fand ein allerliebstes achteckiges, ganz behaglich ausgestattetes Zimmer mit drei Fenstern nach verschiedenen Himmelsgegenden. Auf einem Stuhle stand bereits ihr Koffer und auf einem Tische eine kleine Flasche Rothwein und einige Semmelschnitte. Der Kammerdiener bemerkte sodann, Mademoiselle möge sich zur Mittagstafel ja recht elegant ankleiden; das sei hier Sitte. Es werde sogleich eine Jungfer kommen, welche das ausgepackte Kleid holen solle, um die Falten herauszubügeln. Alles sonst Erforderliche werde sie in dem anstoßenden Schlafkabinette finden. Dann entfernte er sich mit einer höflichen Verbeugung.

Renata eilte, den Koffer aufzuschließen. Ihre Garderobe war nur klein, aber sehr gewählt. Sie stammte

noch aus der vorigen glücklichen Zeit und war vollkommen geschont, da Renata seitdem nur Trauerkleider getragen. Sie nahm ein ziemlich einfaches hellblaues Seidenkleid heraus, übergab dies der Jungfer, welche bereits erschienen war, und genoß dann zunächst etwas von dem Hingestellten. Dabei vergönnte sie sich nur einige Blicke durch die Fenster, die nach jeder Seite hin die entzückendsten Aussichten darboten. Dann aber beeilte sie sich, auf alle Weise ihr Aeußeres zu ordnen, und als sie mit Hülfe der Jungfer, die zur rechten Zeit zurückkam, das wohlgeglättete Kleid angelegt, Nacken und Schultern mit einem weißen Flortuche bedeckt und sich mit Handschuhen versehen hatte, begab sie sich wieder hinunter.

Im Korridor des Hauptschlosses traf sie abermals den greisen Kammerdiener, der sie mit zufriedenem Lächeln betrachtete und ihr den Weg zeigte zu den Gemächern der Baronin, indem er bemerkte, die Herrschaften seien zwar schon versammelt, aber es sei noch hinlänglich früh. Er öffnete ihr die Thür zu dem reich ausgestatteten Versammlungssaal, in welchem sich die Gesellschaft lebhafter zu unterhalten schien als vorher im Freien.

Bei Renatens Eintritt entstand eine plötzliche Stille, und die Blicke aller Anwesenden hafteten auf ihr. Sie trat nach einer tiefen Verneigung zur Seite und vermuthete, man habe etwas besprochen, dessen Mitwissenschaft man für sie nicht geeignet halte. Dem war jedoch nicht so, und Klärchen sprach nur aus, was alle fühlten, als sie auf Renata zulief und rief: „O Renata, wie schön bist

du!" — Indeß genügte dieser Ausruf auch, um dem Schweigen ein Ende zu machen und die abgebrochenen Gespräche um so eifriger wieder in Gang zu bringen. Immerhin war Renata unter den anwesenden Damen noch am einfachsten gekleidet. Sie beschäftigte sich mit dem lebhaften Kinde, das eine große Neigung zu ihr zeigte, bis der Kammerdiener meldete, daß angerichtet sei, worauf die Damen von den Herren in den angrenzenden Speisesaal geführt wurden. Renata mit Klärchen beschloß den Zug und fand bei Tisch ihren Platz am unteren Ende der Tafel zwischen Frau von Weidach und dem Kinde.

Das Mahl war mannigfaltig und gewählt, ohne üppig zu sein, das Tischgeräth kostbar, der Kammerdiener, ein Jäger und drei Lakaien warteten still und gewandt auf. Die Unterhaltung drehte sich meist um Verhältnisse benachbarter oder verwandter Familien und hatte für Renata kein Interesse. Aber trotz der Ungewißheit ihrer nächsten Zukunft ward ihr doch gar wohl und behaglich. Hatte auch das Leben im väterlichen Hause einen einfacheren und etwas anderen Zuschnitt gehabt, sie fühlte sich doch wieder in Umgebungen, die ihren Gewohnheiten in jener glücklichen Zeit entsprachen; das Jahr bei der Tante mit seinen Bekümmernissen, Entbehrungen und Seelenkämpfen lag hinter ihr wie ein abgeschüttelter finsterer Traum, und die Stellung hier im Schlosse, auf die sie bereits rechnen zu dürfen glaubte, kam ihr vor wie ein Maskenscherz, in dessen Bedingungen

sie sich nun einmal fügen müsse, der auch etwas lange währen könne, den sie aber mit Geschick und gutem Muthe durchzuführen hoffte. Die ursprüngliche Heiterkeit ihrer Natur begann sich wieder zu regen, und sie fing an, auf das Gespräch zu horchen, das allmählich auf andere Gegenstände übergegangen war.

Man war auf die Ausnutzung des Bodens gerathen, und Weidach sagte: „Einige Anlagen und Verschönerungen in der Nähe der Wohnung will ich gar nicht getadelt haben, aber so oft ich durch den Park fahre, beklage ich es, daß hier der kostbarste Weizenboden verwendet ist, um in breiter Ausdehnung nur eine Sammlung natürlicher Landschaftsbilder herzustellen, die zwar recht schön, aber auch ebenso unergiebig sind. Wie viel nutzbringendes Getreide könnte da wachsen!"

Renata wandte sich lebhaft zu ihm, bedachte jedoch ihre Stellung und schwieg.

Der alte Freiherr hatte ihre Bewegung bemerkt und sagte: „Nun, Mademoiselle Renata? Weßhalb schließen Sie die kaum geöffneten hübschen Lippen wieder? Was verschweigen Sie? Sie sind offenbar anderer Meinung. Heraus damit!"

Da Renata wahrnahm, daß Alle erwarteten, sie werde dieser Aufforderung Folge leisten, und da ihr auch die Baronin gütig zuwinkte, so sagte sie: „O, ich meine nur, daß doch hoch über dem bloß Nützlichen das Schöne, über dem Erwerbe die Kunst, über dem Berechnen das schöpferische Bilden stehe, so hoch, dünkt mich, wie über

der Befriedigung leiblicher Bedürfnisse der geistige Genuß. Wir haben ja den Geist nicht um des Körpers willen, sondern den Körper um des Geistes willen, und wo große Mittel sind, da darf ihr Zweck nicht sein, immer nur neue Mittel hervorzubringen, sondern sie sollen dienen, das Schöne und Edle zu schaffen, damit das auf der Erde nicht fehle, was auch die Menschengeister verschönt und veredelt."

Sie hatte noch viel zu sagen, brach aber erröthend ab, aus Furcht schon zu lange allein gesprochen zu haben. Auch wandte sich die Aebtissin sofort mit einer Frage über die neueste Mode der Hüte an Walburg, während Bodo seinen Teller mit düsterer Erregtheit anstarrte und die Baronin dem alten Hausfreunde zuflüsterte: „Die junge Person ist doch nichts Gewöhnliches und gefällt mir. Ich werde sie wohl behalten."

Während dann der obere Theil der Tafel sich über alltägliche Dinge weiter unterhielt, setzte Weidach das Gespräch mit Renata fort, die junge Dame vermittelte recht glücklich zwischen beiden und zeigte sich überhaupt sehr liebenswürdig. Sie nahm Renata das Versprechen ab, auf einige Tage zu ihr zu kommen, falls sie bei der Baronin nicht bliebe. Das lebhafte Kind hatte Renatens Aufmerksamkeit oft in Anspruch genommen, fügte sich jedoch gutartig jeder freundlichen Weisung.

Nach Tisch begab man sich wieder hinunter auf die Terrasse, wo der Kaffee gereicht wurde. Indeß waren die Wagen angespannt, und die Gäste empfahlen sich,

auch der alte Freiherr. Der Graf begab sich auf sein Zimmer, Walburg auf das ihrige, Klärchen wurde der Wärterin übergeben und Bodo hatte sich unbemerkt entfernt.

Renata mußte der Baronin in deren Gemächer folgen, wo dieselbe sich längere Zeit mit ihr unterhielt, in mehreren Sprachen sich von ihr vorlesen und sie einen kleinen französischen Brief abfassen ließ, dessen Inhalt sie ihr vorschrieb. Sie bezeugte mit allem große Zufriedenheit und meinte, Renata müsse eine vortreffliche Erziehung genossen haben. Als später der Graf und bald darauf auch Walburg erschien, mußte Renata den Thee bereiten, und die geschickte und zierliche Weise, mit der sie sich dieses Geschäftes entledigte, gewann gleichfalls den Beifall der Baronin. Das Brautpaar behandelte sie übrigens wie nicht gegenwärtig und hatte wegen der bevorstehenden Vermählung so vielerlei und so angelegentlich mit der Mutter zu sprechen, daß auch diese nicht weiter auf Renata achtete, die an ihrem Nebentische allmählich von schwerer Müdigkeit gedrückt, mühevoll gegen den Schlaf ankämpfte und darüber ganz bleich geworden war.

Nach längerer Zeit trat Bodo in das Zimmer, sah sich darin um, und ging auf Renata zu mit der Frage, ob sie krank sei? – Nein, durchaus nicht. Warum sollte sie auch? – Weßhalb sie denn so blaß sei? – Vielleicht vor Müdigkeit, sie habe zwei Nächte nicht geschlafen. – „Das konnte ich nicht wissen,“ sagte die Baronin, welche

die Antwort gehört hatte. „Gehen Sie zu Bett!“ Sie schellte und befahl dem eintretenden Diener, die Mademoiselle mit Licht zu versorgen. Bodo war an ein Fenster getreten und blickte in die Sternennacht hinaus. Renata verneigte sich ehrerbietig und folgte dem Diener, während nur die Baronin eine gute Nacht wünschte. –

Nach einem festen erquickenden Schlafe war Renata am folgenden Morgen zeitig angekleidet und erfreute sich soeben der herrlichen Aussicht auf den weiten Park mit seinen klaren Teichen, sammtenen Wiesenflächen, Baumpflanzungen und seinen malerischen Umgebungen von Dorf, Wald und Bergeshöhen, als die Baronin selbst zu ihr hineintrat, um ihr anzukündigen, daß sie die gewünschte Stelle erhalten könne, das Nähere deßhalb ihr zu eröffnen und zugleich nachzusehen, ob die Wohnung mit allem Erforderlichen versorgt sei. Sie behandelte dies alles mit großer Entschiedenheit und Förmlichkeit, indeß waren die Bedingungen sehr günstig. Renata wurde nur für gewisse Stunden in Anspruch genommen, behielt viel freie Zeit, und ihre Beschäftigung mit Klärchen sollte sich auf eine allgemeine Aufsicht beschränken, auch sollte sie ihrem Wunsche gemäß Mademoiselle Renata genannt werden. Ungeachtet ihrer stolzen Haltung bewies die würdige Frau soviel Güte und Fürsorge, daß ihr Renata dankbar die Hand küßte. Dann gingen sie zum Morgenkaffee hinunter. – –

Auf Bodo hatte Renata vom ersten Augenblick an einen Eindruck gemacht, den er sich selbst nicht gestehen

wollte, den er gleichwohl bekämpfte und den er dessenungeachtet nicht loswerden konnte. In dem Zustande düsteren Ungenügens und ziellosen Sehnens, den er selbst sich nicht zu enträthseln vermocht hatte, war ihre Erscheinung plötzlich wie ein wundersamer Lichtstrahl hereingefallen, dessen Zauber er vergebens von sich abzuwehren suchte. Wäre sie nicht geblieben, er würde es überwunden haben, denn er war nicht schwach, am wenigsten gegen sich selbst; aber nun mußte er sie täglich sehen und hören, und es war nicht bloß das Edle ihres anmuthigen Aeußeren, es war noch mehr das schöne Gemüth und der reiche Geist der neuen Hausgenossin, was in einer bisher ungekannten Weise auf ihn wirkte. Ueberdem hatte sie bei aller Bescheidenheit und Dienstbeflissenheit etwas so ruhig Vornehmes in Haltung und Benehmen, worüber er jedesmal wieder staunte.

In Renatens Gegenwart bemühte er sich, gleichgültig gegen sie zu erscheinen, obgleich ihn die wirklich hochmüthige Kälte, die seine Schwester ihr fortwährend bewies, innerlich verletzte und beleidigte. Er suchte ihre Gegenwart nicht auf, eher mied er sie, und doch konnte es seinen lebhaften Unmuth erregen, wenn er sie da nicht fand, wo er sie anzutreffen geglaubt hatte. Oft ritt er auch ganze Tage fort, nach seinen Vorwerken, Meiereien, Waldungen oder entlegenen Gütern, und wäre dabei seine Thätigkeit lebhaft und dauernd herausgefordert worden, vielleicht würde er das Vergessen gefunden haben, das er dadurch suchte. Nun aber war von

seinem erst vor wenigen Jahren gestorbenen Vater Alles in eine so planmäßige Ordnung gebracht, Beamte und Pächter waren so sorgfältig ausgewählt und versahen ihre Pflichten so getreu, daß Bodo's Beaufsichtigung und Musterung seiner Besitzungen weder Anstrengung noch große Aufmerksamkeit verlangte und fast nur ein Werk bequemer Muße war. So blieb ihm denn auch dabei, sowie auf seinen einsamen Ritten, Renatens Bild stets gegenwärtig, so unzufrieden er auch darüber mit sich selbst war.

Der Graf war abgereist. Er hatte Renata einige Mal gelobt, sich auch verschiedentlich lebhafter und länger mit ihr unterhalten, als es Walburg wohlgefiel, und das hatte sie verstimmt. Auch fühlte sie, daß ihr Renata an Geist, Bildung und Wissen überlegen war; dies reizte sie noch mehr, und sie ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ihre höhere Stellung gegen sie hervorzukehren und sie fühlen zu lassen, wie tief die bloße Gesellschafterin ihrer Mutter unter der Tochter des Hauses stehe.

Die Baronin blieb sich in ihrem Verhalten stets gleich. Sie war gütig, sogar rücksichtsvoll gegen Renata, bewies ihr auch viel Vertrauen, bewahrte dabei aber stets das Gepräge einer Herablassung, die sich selber eine unübersteigliche Schranke vorbehält und diese durch Reserven und Förmlichkeiten mancher Art fortwährend bemerklich macht. Es entging Renata nicht, daß der Grund hiervon nicht in dem Verhältnisse der Herrin und Dienerin, sondern der Edeldame zu der vermeintlichen Bürgers-

tochter lag. Sie empfand sehr wohl, daß eine so vorgetragene Herablassung eines Höheren eine Herabsetzung der Persönlichkeit des Anderen ist, allein das Bewußtsein ihrer eigenen Abkunft gab in ihren Augen diesem Benehmen der Baronin einen Anstrich des Komischen, der ihr anfangs mit Leichtigkeit darüber hinweghalf. Walburgs hochmüthige Nichtachtung übertrug sie mit heiterer Geduld, da deren baldige Vermählung und Entfernung bevorstand.

Klärchen, die nun ihre Bonne erhalten, machte noch keinen anderen Unterschied zwischen den Menschen, als je nachdem ihr Jemand mehr oder weniger gefiel, und zeigte ohne Rückhalt, daß Niemand ihr über Renata gehe.

Durchaus menschlich wohlwollend gegen Renata erwies sich Helmen, der alte Freiherr. Er unterhielt sich gern mit ihr und faßte ein großes Vertrauen in ihre Einsicht und in ihr Urtheil. Ihre Heiterkeit, geistige Freiheit und schöne Gesinnung entsprachen ganz seinem eigenen Wesen, und zwischen beiden entstand bald ein sehr freundliches Verhältniß, da er beinahe täglich von seinem Gute herübergefahren kam.

Noch ein Anderer ließ sich öfter auf dem Schlosse sehen und war wenigstens jeden Sonntag zur Mittagstafel gegenwärtig. Das war der junge Pfarrer aus dem nahen Dorfe, ein Mann von vielen Kenntnissen, einer hübschen Bildung und angenehmem Aeußeren, dem es jedoch an geselliger Gewandtheit, mitunter auch an Takt fehlte. Seine Unterhaltung war indeß immer belehrend

und anregend, nicht selten bedeutend, seine Predigt ergreifend, sein Charakter vertrauenerweckend. Durch ihn erhielt die Baronin Nachrichten über alle Hülfsbedürftigen seiner Gemeinde, und da sie sehr bald Renata zur Vermittlerin ihrer meist in Naturalien bestehenden Wohlthaten gemacht hatte, so kam diese mit dem Pfarrer, auch außer den Sonntagen wo er ihr Tischnachbar war, in mannigfache Berührung. Er zeigte ohne Hehl, daß er sie bewundere und verehre, und es machte ihm Freude, gelegentlich Bücher und Schriften für sie herbeizuschaffen, die sich in der Schloßbibliothek, so reichlich diese auch war, nicht fanden.

Bodo ließ sich im Ganzen wenig sehen und sein Benehmen war, wenigstens Renata gegenüber, sehr ungleich. Nur selten ließ er sich in ein kurzes Gespräch mit ihr ein, nannte sie dann stets mit Nachdruck Mademoiselle Becker, offenbar um sie und sich an den Abstand zu erinnern, der sie beide trennte, und brach meist ohne äußeren Anlaß plötzlich ab. Sprach in seinem Beisein ein Anderer mit ihr, so blickte er düster vor sich nieder oder beschäftigte sich mit irgend einem Gegenstande und schien nicht im mindesten auf sie zu achten, während er freilich auf jedes Wort lauschte und allen Aeußerungen Renatens die lebhafteste Billigung gab. Wurde er in ein allgemeines Gespräch hineingezogen, woran auch sie theilnahm, so wandte er seine Rede nie an Renata, vertrat aber immer ihre Meinung und vertheidigte dieselbe gegen jeden Widerspruch auf das Entschiedenste. Blieb nun dies von Re-

nata nicht unbemerkt, so entging es ihr auch nicht, daß Bodo, so stolz abgekehrt von ihr er sich auch verhielt, doch bei jeder Gelegenheit bemüht war, alles Unangenehme, Widrige, jede kleinste Gefahr von ihr abzuwehren. Und doch that er dies auf eine Weise, der sie es abfühlte, daß er jeden Dank dafür schroff abgelehnt haben würde. So mußte sie sich sagen, daß auch in diesem jungen Manne, dessen Gleichen sie noch nicht gesehen zu haben glaubte und dessen reiche Natur, dessen edle Gesinnungen ihre ganze Theilnahme erregten, dessen räthselhafte Verdüsterung sie oft innig bewegte, — daß auch in ihm der menschliche Schatz von Wohlwollen und Menschenfreundlichkeit unter Schloß und Riegel des angeerbten Familienstolzes gehalten werde.

Und wie hier im Schlosse, fand sie es mehr oder minder auf allen Edelsitzen, wohin sie die Baronin und Walburg gelegentlich zu begleiten hatte; auch in dem Fräuleinstifte. Ueberall mußte sie wahrnehmen, daß man sie als eine zur Gesellschaft nicht Gehörende und nur um der Baronin willen einstweilen Zugelassene ansehe. Auch zeigte das Benehmen der meisten Herren, vornehmlich der jüngeren, daß sie von manchen Rücksichten und Formen, die sie gegen junge Damen von Stande nie versäumt hätten, sich ihr gegenüber entbunden glaubten, obgleich Renata stets geschickt und fein ihre jungfräuliche Würde zu behaupten wußte.

Wie alles dies auf sie wirkte, zeigt am besten ein Blatt aus ihrem geheimen Album, in welchem sie ge-

wohnt war, von Zeit zu Zeit niederzuschreiben, was sie lebhaft beschäftigte.

„O über diese kleine Welt, die sich die große dünkt! Voll Einbildung auf Eitles, und voll Eitelkeit auf Eingebildetes! Doch still, meine Seele! Wäre ich unter sie gerathen als ihres Gleichen, würde ich nicht, ohne es zu wissen und zu schelten, in demselben Element mit ihnen geschwommen und geplätschert haben? Vielleicht, ja wahrscheinlich. Nun erst, da ich den Ornat der Auserwählten vor der Welt freiwillig abgestreift habe, nun erst erkenne und fühle ich den Unterschied zwischen dem Menschenstande und dem Standesmenschen.

„Es sind darunter ja würdige, vortreffliche, ausgezeichnete Menschen, aber alle angestrichen mit ihren Hausfarben, und genug solcher, denen diese Zier steht wie dem Esel die Löwenhaut, und wie viele, deren ganzer Werth in die Falten ihres Wappenmantels zusammenkriecht. Je leerer, hohler und beschränkter sie sind, desto lächerlicher spreizen sie sich und thun, als müßten sie mit großer Selbstentsagung erst eine haushohe Leiter herabsteigen, um einige halbhöfliche Worte mit Jemand zu wechseln, der nur nicht scheint, was er ist, der es so gut, vielleicht besser ist als sie.

„Ist? – Nein, dies ist kein Sein, es ist nur dessen Anmaßung. Durch welches Taschenspielerkunststück werden die Vorzüge, die Würde, der Werth meiner Vorfahren meine eigenen, wenn ich sie nicht in eigener Person erwerbe und besitze, ganz wie der erste Begründer unseres

Hauses, ganz wie jeder, der von seinen Vorfahren nichts weiß? Und das will ich. Das soll mein einziges Bestreben sein.

„Könnte ich sie nicht Alle mit einem einzigen Worte beschämen? O, es müßte ein kostbares Lustspiel werden, wenn ich Stammbaum und Taufschein hervorholte und sie als die meinigen der Aebtissin, der Walburg und Gleichgesinnten in einem Momente ihrer glänzendsten Aufgeblasenheit präsentirte! Etwa in einem Augenblicke wie neulich, als eine alte Chanoinesse die Aebtissin fragte, was für eine geborene die Frau von Weidach sei, und jene mit einem nur zu deutlichen Blick auf mich antwortete: „Sie ist gar keine geborene, meine Gute“. — Was Renata zu deutsch heißt, ist ihr ein tiefes Geheimniß, und das machte mich lachen, nicht äußerlich aber herzlich.

„Ich könnte mich entdecken und doch hierbleiben. Ich habe gefunden was ich nicht suchte, und erreicht worauf ich nicht ausging — wie alles Beste als himmlisches Geschenk uns unerwartet und unerarbeitet zufällt —: der Baronin bin ich für Haushalt, Armenpflege, für Walburgs Aussteuerwesen, für Geschäfte und Unterhaltung bereits so unentbehrlich wie die Kammerjungfer für ihr Anziehen, der Koch für ihre Tafel, der Pastor für ihren Kirchenbesuch; meine Stellung im Schlosse ist der Tochter meiner Väter nicht unwürdig und würde noch besser werden, wenn ich mich entdeckte. —

„Aber nein, nein und nochmals nein! Soll ich Gegenstand meines eigenen Gelächters werden? Soll ich auf

Rechnung Verstorbener einstreichen, was ich selbst nicht zu erwerben vermochte? Nein, – und meine drei Schreibefinger sollen es hier auf's Papier hinschwören – alle Achtung, alle Ehre, alle Liebe will ich nur mir, meinem Selbst, meiner eigenen Persönlichkeit, oder — damit ich mich nicht überhebe – dem zu danken haben, was ich selbst durch Gottes Gnade bin, – wie schon jetzt Klärchen mich liebt, der Freiherr mich achtet, der Pastor mich ehrt. Und nur wenn jene Entdeckung aller hier errungenen Liebe, Achtung und Ehre kein Stäubchen hinzufügen kann, erst dann mag der Name von Ravensberg wieder aufleben." –

Den größten Theil von Walburgs Ausstattung hatte man zwar in der fernen Residenz, wo Graf Arnfels eine Stelle bekleidete, unter dessen Aufsicht verfertigen und ankaufen und sogleich in die künftige Wohnung des jungen Paares schaffen lassen. Alles jedoch, was zur häuslichen Einrichtung an gewebten Stoffen nöthig war, sowie was zur Kleidung und zum Schmucke der Braut gehörte, war theils aus den für diesen Fall schon längst aufgehäuften Vorräthen der Baronin ausgewählt, theils mit bedeutenden Kosten aus einer großen Handelsstadt verschrieben worden. Hatte Renata schon hierbei das Meiste zu besorgen, so mußte sie auch die Arbeiten, die noch im Schlosse an den zahlreichen Gegenständen zu verrichten waren, anordnen, treiben und beaufsichtigen. Durch angemessene Eintheilung der Arbeiten, bestimmte Anweisung und freundliche Behandlung der Leute gelang

es ihr, alles früher fertig zu bringen als man erwartet hatte und nun lag es in einem Saale in geschmackvoller Anordnung aufgestapelt und ausgebreitet.

Renata erfreute sich des wohlgelungenen Werkes und der wiedergewonnenen Ruhe, die ihr erlaubte, in ihrem behaglichen achteckigen Thurmzimmer sich wieder anderen Beschäftigungen zuzuwenden.

Die Baronin hatte in Begleitung Walburgs ihrem Sohne und dem Freiherrn die fertige Ausstattung mit großer Befriedigung gezeigt, und sie verweilten noch im Saale.

„Die Becker ist in der That eine vortreffliche Person," sagte die Baronin. „Ohne ihre Hülfe hätten wir dies nicht zu Stande gebracht, was mich um so mehr wundert, da sie nur eine theils gelehrte, theils elegante Erziehung gehabt zu haben scheint."

„Von Renata wundert mich nichts," versetzte der Freiherr. „Uebrigens circulirt die Anlage zu allem Häuslichen und Wirthschaftlichen bei einem rein organisirten weiblichen Wesen schon im Blute. Wie schnell wußten Sie selbst, meine gnädige Freundin, sich aller Räder und Hebel einer großen Haushaltsmaschine zu bemächtigen, als es darauf ankam."

„Vergleichen Sie doch meine Mutter nicht mit der Mademoiselle!" sagte Walburg.

„Du bist ihr jedenfalls großen Dank schuldig," meinte die Baronin. „Sie hat weit über ihre Schuldigkeit gethan."

„Das wüßte ich nicht,“ entgegnete Walburg. „Ihre Zeit und Dienste hat sie uns vermiethet. Uebrigens werde ich sie auch durch ein Geschenk, wie es sich für mich schickt, bezahlt machen.“

„Um Gotteswillen,“ rief Bodo, „überlaß das uns! Wie du dich zeigst und äußerst, schickte sich für dich höchstens die Auszahlung eines Geldgeschenkes in lauter Groschen und Pfennigen, und natürlich ungezählt und aus voller Hand hingeworfen. Uns ziemt es, großmüthig zu sein; aber Großmuth kann nur mit Stolz, nicht mit Hochmuth zusammen wohnen in einem Herzen, und du, liebe Walburg, scheinst noch sehr unklar über den Unterschied dieser Halbgeschwister zu sein. Ueberlaß uns das Schenken! Die Art des Gebens kann einer Stecknadel den Werth eines Juwels verleihen, aber auch einen Brillantenschmuck werthloser machen als einen Nadelknopf. Und da die Art aus der Gesinnung kommt und ihren Ursprung nicht verleugnen kann, so überlaß uns das Schenken.“

„Bodo hat Recht,“ sagte die Baronin. „Auch muß ich deine Aeußerungen ebenso tadeln, wie dein bisheriges Benehmen gegen das gute Mädchen. Die Becker ist meine Gesellschafterin, nicht meine Dienstmagd, und wenn ich ihr ein Gehalt gebe, so ist sie deßwegen ebensowenig gemiethet, als es dein Bräutigam ist, weil er vom Könige Gehalt bekommt.“

„Wieder eine herrliche Vergleichung!“ sagte Walburg. „Uebrigens kann es mir nur recht sein, wenn ich

mich nicht weiter mit ihr zu befassen brauche, und ich überlasse euch alles!"

„Nun, bei meinem grauen Haar, Walburg!" rief der Freiherr, „mir geht die Geduld zu Ende. Laß einmal einen alten Mann mit dir sprechen, der dich in den Windeln schon auf den Armen geschaukelt hat und dir dein Leben lang um deiner herrlichen Mutter willen gut gewesen ist. Sie hat es dir schon gesagt, du bist Renata Dank schuldig; nicht den Dank der ablohnenden Hand, sondern den Dank des erkenntlichen Gemüthes. Hältst du es etwa für adelig, um nicht zu sagen für edel, eine Schuld des Herzens unbezahlt zu lassen? Darf die Tochter deiner Mutter ihre Seele durch Undankbarkeit besudeln? Noch mehr! Mit welchem Grund und Rechte darfst du auf Renata verächtlich herabsehen? Abgerechnet den Vorzug der Geburt würde sie sich in allem Anderen mit dir wenigstens messen können. Du hast dir nie die Mühe gegeben, sie kennen zu lernen. Ich habe es gethan und gefunden, daß es höchlich der Mühe werth ist. Sie hat alle Eigenschaften, die einem Fräulein aus dem edelsten Geschlechte zur Zierde gereichen würden. Für Jemand, der diese Eigenschaften zu schätzen wissen sollte, ziemt es sich schlecht, deren Besitzerin zu verkennen und zu mißachten."

Walburg schwieg und warf das Kinn in die Höhe, während Bodo, bei Renatens Lob erglühend, sich auf die Lippen biß. Die Baronin sagte: „Die Meinung unseres Freundes ist ganz die meinige."

„Scheltet nur, so lange ich noch da bin,“ entgegnete ihr Walburg. „Ich weiß doch, wer ich bin und wer sie ist.“

„Das kannst du wissen,“ versetzte die Mutter, „und doch dankbar sein und fremden Werth anerkennen. Was du hier ausgebreitet siehst, sollte dich an beides erinnern.“

„Nun, Walburg,“ sagte der alte Herr, „nichts für ungut! Aus Lieblosigkeit habe ich nicht gescholten, aber glaube mir, es giebt Fehler, von denen ein einziger hinreicht, um den Glanz von hundert Vorzügen zu überdunkeln. Nur dein Feind würde Flecken und Schäden, die er an dir findet, vorsätzlich ungerügt lassen, damit sie desto ungehinderter wucherten und dann, wie es ihre Art ist, sich selber an dir strafen. Und was Renata betrifft —“

„Bitte, lieber Freund, lassen Sie es genug sein!“ unterbrach ihn Walburg. „Mich verlangt durchaus nicht nach einem zweiten Lobpsalm auf die Mademoiselle. Beim Dejeuner werden wir sie ja sehen, und da will ich euch alle zufrieden stellen. —“ Damit entfernte sie sich.

„Es soll mich sehr freuen, wenn es geschieht,“ sagte die Baronin. „Dein Hochzeitsgeschenk an Silberzeug wolltest du ja selbst abholen, Bodo,“ fuhr sie fort, „da kannst du zugleich etwas Hübsches und Passendes für die Becker aussuchen.“

„Das will ich,“ entgegnete Bodo. „Dann fahre ich gleich nach dem Frühstück fort und bin übermorgen wieder hier. Ueberlaß mir nur die ganze Sache.“

Die Baronin war damit einverstanden, und alle drei begaben sich in das Frühstückszimmer, wo Renata und einige Leute von der Dienerschaft sie bereits erwarteten. Bodo wies den anwesenden Jäger sogleich an, unverweilt einen leichten Reisewagen bespannen zu lassen, das Erforderliche für die Reise einzupacken und sich selbst zum Mitfahren bereit zu halten.

Bald darauf erschien Walburg, trat zu Renata und sagte mit soviel herablassender Freundlichkeit, als sie zu Stande bringen konnte: „Ich bin Ihnen vielen Dank schuldig, Mademoiselle, für den Eifer und die Sorgfalt, die Sie an meiner Ausstattung bewiesen haben und will denselben hiermit bestens ausgesprochen haben."

Renata verneigte sich lächelnd und sagte: „Ich darf mir diesen Dank kaum zueignen, gnädige Baronesse, da ich Alles, was Sie so gütig anerkennen, nur für die Frau Baronin zu thun vermeinte, von der allein ich auch alle Anweisungen dazu empfing. Ich bedenke jedoch, daß uns alles Gute meist unerwartet und unverdient zufällt."

Walburg hatte sie offenbar nur halb verstanden und rauschte sehr befriedigt von der Erwiderung nach ihrem Platze. Der Freiherr wußte nicht, ob er darüber lachen oder sich ärgern solle, brachte aber mit einer guten Wendung die Unterhaltung auf etwas Gleichgültiges.

Als sich die Dienerschaft entfernt hatte, sagte Walburg, die jetzt besserer Laune war: „Nun, Bodo, wenn ich fort bin, so ist die Reihe an dir, statt meiner eine junge Gemahlin ins Schloß zu bringen."

„Ja, lieber Sohn," versetzte die Baronin. „Du weißt, wie es mich erfreuen würde. Ich werde alt —"

„Durchaus nicht!" meinte der Freiherr. „Aber deine verehrte Mutter hat im übrigen Recht, wie wir das gewohnt sind. Nimm dir kein Beispiel an mir, daß dir ein Anderer zuvorkommt, und du wirst ein einsiedlerischer Hagestolz. Du hattest doch in munteren Tagen allerlei Herzensneigungen mit Langen und Bangen und was dazu gehört. Irgend ein Pfeil wird doch stecken geblieben sein? Zerrest du vielleicht an einem Widerhaken? Was verschweigst du?"

Bodo blickte finster vor sich hinaus und sagte: „Nichts und damit alles — ich könnte auch sagen alles und damit nichts. Das könnte orakelhaft klingen, aber ich versichere Sie, das eine schließt das andere so wenig aus, wie der Ernst die Thorheit; und es kann ebenso verständig sein, etwas Ernsthaftes als Thorheit zu behandeln, wie unverständig, etwas Thörichtes ernsthaft zu nehmen. Wenn ihr wollt, ich solle heirathen, so antworte ich: es ist möglich, daß ich es einmal thue, denn wer weiß, was morgen, was in einem Monat, einem Jahr, einem Jahrzehnt geschehen wird, und wär's nicht blinde Vermessenheit, dafür einzustehen, was man dann thun werde? Aber euch zu Liebe es jetzt zu thun, wäre, wie ich einmal bin, thöricht, unverständig, sinnlos, ja frevelhaft. Und darum will ich nur machen, daß ich fortkomme. Lebt wohl!"

Er stand auf, zwang sich, keinen Blick mehr auf Renata zu werfen und eilte hinaus.

Die Baronin blickte fragend den alten Herrn an, der vergebens über Bodo's dunkle Andeutungen nachsann. „Es muß ihn innerlich etwas beschäftigen," versetzte er dann, „worüber er mit sich selbst nicht einig werden, irgend ein Lebensknoten, den er nicht auflösen kann. In dergleichen wird der Mensch ja zu Zeiten verwickelt und auch das gehört in einen höheren Plan. Es ist nicht zu verwundern, daß es ihn bei seiner ebenso nachdenklichen als leidenschaftlichen Natur vorübergehend finster und verschlossen macht, aber er wird sich schon heraus winden, müßte er auch den Knoten zerhauen. Kräftige Menschen — und dazu gehört er — ertragen das nicht auf die Länge."

Die Baronin sagte: „Die verwittwete Generalin von Königsbrunn wird mit ihrer Tochter Irma zur Hochzeit kommen und ich habe sie eingeladen, einige Wochen bei uns zuzubringen. Er hat schon früher für Irma geschwärmt. Sie war schön, lebhaft und klug, ist jetzt mit der Mutter ein paar Jahre in der Residenz gewesen und wäre eine ganz geeignete Partie für Bodo. Hoffentlich knüpft sich da etwas an."

„Das wäre sehr erwünscht," sagte der Freiherr. „Ich bin gewiß, eine lebhafte, meinethalb leidenschaftliche und erwiderte Neigung würde ihn auf einmal strack auf die Füße stellen und seine wahre frische Natur wieder durchbrechen lassen. Ein solches Feuer verzehrt oft in einem Augenblicke, was den Menschen sonst jahrelang peinigen kann."

Die Baronin stand auf. Das Frühstück war beendet, und Renata begab sich auf ihr Zimmer. Das letzte Gespräch hatte sie beunruhigt, ja gewissermaßen verletzt, ohne daß sie sich den Grund davon zu sagen vermochte. Bodo's räthselhafte Worte hatten ihre innige Theilnahme erregt, die Reden der Anderen, die Absichten der Mutter schienen ihr rücksichtslos und fast beleidigend. Sie empfand dies für ihn, als habe sie einen Antheil daran. Was hätte sie darum gegeben, ihn davor schützen zu können! Es war indeß nicht ihre Art, sich dunkeln Gefühlen hinzugeben, und als sie drunten den Wagen vor das Schloß fahren hörte, erinnerte sie sich eines Zettels, auf dem sie verschiedene kleine Bedürfnisse verzeichnet hatte, die sie gelegentlich aus einer Stadt wollte mitbringen lassen. Sie nahm ihn und eilte die Treppe hinunter, um den Jäger damit zu beauftragen. Er trat soeben, einiges Handgepäck tragend, aus Bodo's Zimmer in den Korridor des Hauptgeschosses. Renata reichte ihm das Blatt und ersuchte ihn um die Besorgung. In diesem Augenblicke kam Bodo heraus.

„Was giebt es da?" fragte er, indem er dem Jäger das Blatt aus der Hand nahm. – „Ich wünschte diese Kleinigkeiten aus der Stadt zu erhalten," antwortete Renata.

Bodo wandte sich zu dem Jäger und fragte: „Ist alles Uebrige im Wagen?" – „Zu Befehl, Herr Baron!" –

„So beeile dich und bringe das auch hinunter! Geh!"

Der Jäger eilte fort.

„Weßhalb ersuchen Sie mich nicht, Ihnen das besorgen zu lassen?“ sagte Bodo zu Renata, ohne sie anzusehen.

„Würden Sie,“ erwiderte Renata, „das für schicklich gehalten, würden Sie selbst mich nicht an den Jäger verwiesen haben?“

„Ah so! Sie halten mich für hochmüthig. Ich danke Ihnen für Ihre Artigkeit, hätte sie aber nicht erwartet. Wissen Sie, daß Gedanken oft beleidigender sein können als Reden oder Handlungen?“

„Allerdings, Herr Baron, aber es dürfte ebenso schwierig sein, sie zur Rechenschaft zu ziehen, als ihr Dasein zu behaupten, da sie unsichtbar durch die Welt gehen.“

„Oh, Mademoiselle, es giebt Geisterseher. Ueberdies dauert es mit der Unsichtbarkeit nicht lange. Gedanken die nicht der Augenblick verschlingt, wie er sie gebiert, Gedanken perennirender Art, müssen sich allmählich aus den umgebenden Elementen einen Körper angestalten, sie mögen wollen oder nicht.“

„Doch wohl nur,“ sagte Renata, „wenn sie diesen Elementen verwandt sind.“

„Freilich, freilich. Sie müssen eine Verbindung eingehen können, sonst giebt es nur Mißgestalten, Zerrbilder, Gespött. Aber wenn Gedanken wie Geister sind, so leben wir — soll ich sagen glücklicher- oder unglücklicherweise? — in einer Zeit, in der man weder Engel- noch Teufelserscheinungen hat.“

„Ach, Herr Baron, weder gute noch schlimme Geister brauchen sichtbar zu werden, um ihr Dasein zu beweisen, auch braucht man kein Geisterseher zu sein, um sie gleich dem Magnet oder der Schwere an ihren Wirkungen zu erkennen.“

„Folglich halten Sie mich für hochmüthig, da die Wirkung am Tage liegt,“ versetzte Bodo mit herbem Ausdruck. „Gut! Bedürfen Sie diese Sachen bald oder hat es etwa vierzehn Tage Zeit?“

„Es hat weit länger Zeit, als ich zu meiner Vertheidigung, vielleicht auch Rechtfertigung bedürfte.“

„Es soll besorgt werden. Adieu!“ sagte Bodo und eilte die Treppe hinunter, der sie sich allmählich genähert hatten. Vom Treppenabsatz sah er hinauf zu der schlanken Gestalt mit dem edlen Antlitz, das ihm von droben nachblickte. Es war nur ein flüchtiges Aufschauen, denn er eilte sogleich weiter, aber Renatens Bild, wie sie gleichsam über ihm schwebend mit sinniger Heiterkeit zu ihm herabsah, hatte sich ihm mit Gewalt eingeprägt und ließ ihn nicht mehr los. Stundenlang, während er in dem offenen Reisewagen hinter dem Kutscher und dem Jäger dahinrollte, bemühte er sich vergebens, dieses Bild durch andere Bilder und Gedanken, durch äußere Eindrücke zu verdrängen. Auch konnte er sich nicht enthalten, von Zeit zu Zeit mit einer gewissen Zärtlichkeit das Blatt zu betrachten, das er noch immer in der Hand hielt, und auf dem mit schönen, klaren und festen Schriftzügen allerlei kleine Bedürfnisse für Toilette, Handarbeit und Schreibtisch verzeichnet standen.

Damals wurde viel davon geredet, daß man aus der Handschrift die Art und Eigenthümlichkeit eines Menschen erkennen könne. Bodo gedachte dessen, und obgleich er mit den Regeln dieser angeblichen Kunst nicht bekannt war, so glaubte er doch, in diesen freien und sicheren Schriftzügen die Wahrzeichen aller Vorzüge zu sehen, die ein jungfräuliches Wesen schmücken könnten. Dabei empfand er es immer als ein grausames Verhängniß, daß die Ungleichheit des Standes sich so gebieterisch zwischen ihn und sie dränge, und je herrlicher, je wünschenswerther seine Einbildung ihm Renatens Bild ausmalte, desto tiefer wurde sein Schmerz und sein Unmuth über die Nothwendigkeit, auf sie zu verzichten. Dies aber zu thun, hielt er sich für verpflichtet und gebunden, und mit allem Ernst rief er sich die schon oft erneuerten Vorsätze zurück, eine Leidenschaft zu unterdrücken, die trotz derselben ihn immer mehr in Besitz genommen hatte.

Als Bodo den Ort erreichte, wo gefüttert werden mußte, legte er Renatens Blatt in seine Brieftasche, sprang aus dem Wagen und hieß seinen Leuten, ihm nach der Fütterung mit dem Wagen nachzukommen, da er eine Strecke vorausgehen wolle. Dann schritt er rasch weiter und mäßigte seine Hast auch nicht, als der Weg gleich hinter dem Orte in beträchtlicher Erstreckung ziemlich steil bergan stieg. Er wollte sich ermüden. Die körperliche Anstrengung sollte sein Inneres übertäuben. Zum Theil that sie dies auch. Der Weg führte jenseits

der Höhe wieder bergab durch ein feuchtes, enges Thal und dann abermals einen wilden, felsigen, mit Nadelholz bewachsenen Berg hinan.

Auf der Höhe desselben holte Bodo einen zerlumpten Stelzfuß ein, dem ein weinendes Mädchen folgte, dessen Kleidung ebenfalls abgerissen und zerfetzt aussah und das einen schmutzigen Bettelsack schleppte. Der Mensch zog seine Mütze und winselte Bodo um ein Almosen an.

„Was hat das Mädchen?" fragte Bodo, indem er seine Börse zog.

„Der Vater hat mich so geschlagen," schluchzte die junge Person.

„Ja, Herr," sagte der Bettler, „das hab' ich gethan, und noch nicht halb genug. Warum? Sie wollte mit einem diebischen Zigeuner durchgehen, aber ich habe sie noch erwischt."

„Er wollte mich ja zu seiner Frau machen," sagte das Mädchen, „und ist ein ganz ehrlicher Kesselflicker."

„Aber ein schwarzhaariger Zigeuner," rief der Vater. „Ein Mensch, der hinterm Zaune geboren ist und seine eigenen Eltern nicht kennt. Und die da, Herr, ist die Tochter von einem Manne, der ehrlich geboren ist und seinen Großvater noch selbst gesehen hat, und hat ein Haus geerbt und Unglück gehabt, vor Gericht und sonst, so daß er nun leider gute Leute ansprechen muß."

Da Bodo einen spöttisch-schmerzlichen Zug über des Mädchens Gesicht gleiten sah, als der Vater des Gerichts gedachte, so faßte er den Mann schärfer ins Gesicht und

sagte: „Ihr sollt einen Thaler haben, wenn Ihr nicht lügt und mir sagt, wann Ihr zum letzten Mal aus dem Zuchthause entlassen seid.“

Der Kerl sah gierig auf das Geldstück, das Bodo in der Hand hielt, und sagte mürrisch: „Ich habe überhaupt nur drei oder vier Mal gesessen, und das wegen unbedeutender Kleinigkeiten, wobei ich noch dazu ganz unschuldig war. Beim letzten Male bin ich vor einem halben Jahre losgekommen.“

„Ob Ihr die Wahrheit sagt, weiß ich nicht,“ versetzte Bodo, „aber ich weiß, daß Ihr lügt, wenn Ihr Euch unschuldig nennt. Unsere Gerichte verurtheilen keinen Unschuldigen, und selbst wenn es ihnen einmal begegnete – wie wir als Menschen denn irren und fehlgreifen können – so kann es ihnen mit derselben Person nicht vier Mal begegnen. Nun, Mann, ich bin weder Richter noch Polizeidiener, kann Euch daher nicht schaden, wohl aber nützen, wie Ihr seht, und mir dürft Ihr immer die Wahrheit bekennen. Nicht wahr, im Grunde wurdet Ihr doch nicht so ganz unschuldig verurtheilt?“

„Je nun, Herr, Sie sagten ja selbst, daß wir als Menschen fehlgreifen könnten. Ich bin auch ein Mensch und will gar nicht leugnen, daß ich manchmal fehlgegriffen habe.“

„Ich verstehe,“ sagte Bodo. „Und Ihr könnt wohl dem Kesselflicker ähnliche Fehlgriffe vorwerfen?“

„Nein,“ rief das Mädchen, „das kann er nicht. Mischko hat noch nie gestohlen und verdient sich sein

ehrliches Brod in den Dörfern mit seiner Hände Arbeit. Und ich kann Körbe flechten und ausbessern und sonst noch allerhand. Wir könnten leben ohne Bettelei."

„Willst du schweigen!" fuhr sie der Vater an.

„Nein!" rief sie. „Sagt, was er gestohlen hat, wenn Ihr könnt!"

„Er ist ein Zigeuner," sagte der Bettler, „und alle Zigeuner sind Diebe."

„Das heißt also," versetzte Bodo, „Ihr könnt ihm selbst nichts Schlimmeres nachsagen."

„Er ist ein Zigeuner," wiederholte jener, „und das ist genug."

„Und nur deßhalb," sagte Bodo, „wollt Ihr das Glück der beiden Leute verhindern, denen vielleicht nie im Leben ein anderes Glück geboten wird? Ich fürchte, Ihr wollt das Mädchen nicht von Euch lassen, weil Ihr nicht arbeiten wollt, die Landstreicherei liebt und sie Euch verdienen soll, was Euch Unehrlichkeit oder Bettelei nicht einbringt. Aber selbst als Vorwand ist Euer Einwand so lächerlich als elend. Was? Ihr, der — wie ich nicht zweifle — sein kleines Vatererbe wie der verlorene Sohn mit Lüderlichkeit durchgebracht und nichts gelernt hat, ein müßiggängerischer Vagabund, ein Abfluß der Zuchthäuser, ein jämmerlicher, verkrüppelter Straßenbettler, Ihr wollt einem ehrlichen Arbeiter, auf den Ihr nichts zu bringen wißt, seine Geburt und Abkunft vorwerfen? Sind eines Menschen Eigenschaften ein Erbtheil von seinen Vorfahren, so stehen die seinigen thurmhoch über den

Eurigen; sind sie es nicht, so ist es sinnlos, ihn wegen seiner Herkunft und Geburt gering zu achten, ja es wäre Wahnsinn, selbst wenn Ihr nicht wäret, was Ihr seid; da Ihr es aber seid, so wäre es die tollste Faselei von Euch, wenn es nicht leerer, löcherichter Vorwand wäre."

Er warf ihm den Thaler zu und wollte weitergehen. Der Bettler fing das Geldstück auf und sagte ingrimmig: „Gott vergelt's, Herr! Aber ich meine nicht den Thaler, sondern Ihr Schimpfen. Ich habe auch meinen Stolz, so gut wie Sie."

In diesem Augenblicke kam der Reisewagen heran und hielt. Bodo sprang hinein, ehe der Jäger vom Bock gestiegen, und da der Weg sich von hier aus allmählich senkte, so ging es in raschem Trabe weiter in die jenseitige Thalebene hinab. Der Auftritt mit dem Bettler und dessen Tochter hatte die Gedanken verdrängt, die er vorher vergebens zu verscheuchen gesucht. Mit seinem eigenen Benehmen war er durchaus nicht zufrieden, so sehr er auch von der Wahrheit dessen durchdrungen war, was er dem Menschen gesagt. Aber er hatte dem armen Mädchen helfen wollen und dessen Angelegenheiten durch seine Aeußerungen offenbar nur noch mehr verdorben. Ueberdies ließen die letzten Worte des Bettlers einen Stachel in seinem Inneren zurück, der ihn auf unerklärliche Weise beunruhigte.

Obgleich der Tag sehr lang war, so hatte er doch bereits der Nacht Raum gemacht, als Bodo sein Reiseziel erreichte. Am folgenden Morgen war sein erster

Gang zu einem Juwelier, bei dem er für Renata einen vollständigen schönen Schmuck von spanischen Topasen kaufte. In einigen anderen Läden suchte er verschiedene neumodische und geschmackvolle Kleiderstoffe für Renata aus, wozu er, auf Anrathen der Kaufmannsfrau, in einem der Läden noch gewisse Spitzengewebe und Bänder fügte. Dann machte es ihm ein besonderes Vergnügen, alle die kleinen Gegenstände, die auf dem Blatte verzeichnet waren, reichlich und in bester Beschaffenheit für Renata einzukaufen. Für Renata — den ganzen Vormittag war er für sie beschäftigt, konnte alles nicht schön und kostbar genug für sie bekommen, war glücklich darüber, daß es für sie war, und doch war ihm der heimliche Genuß dieses Glückes nur wie ein funkelnder Edelstein auf schwarzem Trauerkleide, wie ein einzelner Lichtblick in weiter Nacht. Er hatte sich schon so hineingewühlt und hineingewöhnt in den schmerzlichen Gedanken, auf sie verzichten zu müssen, daß ihm das Gegentheil davon auch nicht einmal einfiel.

Uebrigens hatte er zu diesen Einkäufen einen Lohndiener mitgenommen. Der Jäger sollte nichts davon wissen. Als er Alles beisammen hatte, ließ er es in einem der Handelshäuser als sauberes Packet wohlbewahrt verpacken und nach dem Gasthofe tragen.

Mit viel geringerer Theilnahme betrachtete er Nachmittags das reiche silberne Tisch- und Theegeräth für Walburg, so schön und geschmackvoll es auch gearbeitet war. Er ersuchte den Verfertiger, es verpackt nach dem

Gasthofe zu schicken und der Rest des Tages verging ihm unter allerlei Geschäften mit seinem Bankier, mit dem Silberschmied und verschiedenen Handels- und Gewerbsleuten, die mit der Gutsverwaltung in Verbindung standen.

Als er am nächsten Tage heimfuhr, war die Kiste mit dem Silberzeug hinter dem Wagen festgeschnürt, aber das Packet für Renata lag auf dem Rücksitze und Bodo ließ es nicht aus den Augen. Auf dem Schlosse angelangt, nahm er selbst es aus dem Wagen, trug es auf sein Zimmer und schloß es dort ein, während er seinen Leuten die Sorge für die Kiste mit dem viel kostbareren Inhalt überließ.

Für die Hochzeit, welche mit großem Glanze ausgerichtet werden sollte, waren alle Vorbereitungen getroffen. Der gräfliche Bräutigam fand sich ein, die zahlreichen Fremdenzimmer füllten sich mit Hochzeitsgästen, welche dem Hause verwandt oder doch befreundet waren.

Obgleich Bodo keine Pflicht eines höflichen Hausherrn versäumte, so war er in diesen Tagen doch schweigsamer und finsterer als je, indem er alle beobachtete, sich aber meist zu dem älteren Theile der Gesellschaft hielt, und es ein paar Vettern, jungen Offizieren von seinem Alter, überließ, die jüngeren Gäste auf mannigfaltige Weise zu unterhalten. Der alte Freiherr von

Helmen unterstützte die Baronin in allem Häuslichen und Geselligen aufs Beste. Renata, immer besorgt, unter den Gästen Jemand zu finden, der sie früher gekannt oder gesehen, benutzte jeden Anlaß, sich von der Gesellschaft entfernt zu halten, und möglichst unbemerkt zu bleiben, wenn sie dieselbe nicht vermeiden konnte. Sie fand sehr bald Ursache, sich noch mehr zurückzuziehen. Die jungen anwesenden Edelleute suchten jede Gelegenheit zu ergreifen, sich ihr zu nähern und ihr allerlei unwillkommene Aufmerksamkeiten zu erweisen, und es entging ihr nicht, daß dies der Baronin ebenso unangenehm zu sein schien als Bodo. Einer der Offiziere, Lieutenant von Zack, hatte es sogar gewagt, ihr einige leidenschaftliche Worte zuzuflüstern, und nur der eigenthümlich hohe Blick, mit dem sie ihn angesehen, hatte seine Erklärungen plötzlich zum Schweigen gebracht. Alles dies veranlaßte sie, die Baronin zu bitten, sie von dem Besuche des großen Balles zu dispensiren, welcher am Vorabende des Hochzeittages stattfinden sollte und zu welchem der ganze Adel der Umgegend eingeladen worden war. Renatens Bitte stimmte so sehr mit dem Wunsche der Baronin überein, daß diese sie ohne weiteres gewährte.

Es war am Morgen vor dem Ballfeste, als der alte Freiherr zu Bodo ins Zimmer trat, um sich bei ihm von mannigfachen Besorgungen ein wenig zu erholen, denn Bodo hatte die Anordnung aller Festlichkeiten der Mutter und dem Freiherrn überlassen.

„Nun, Bodo," sagte er, indem er sich in einen be-

quemen Sessel niederließ, „gieb mir eine Pfeife und etwas Feuer. Es ist nicht mehr als billig, da ich bei diesem heißen Wetter überall für dich ins Feuer gehe."

Bodo brachte ihm Beides und setzte sich schweigend zu ihm.

Der alte Herr, in gesprächiger Laune, fuhr fort: „Täusche ich mich nicht — denn genau genommen, Bodo, wird der Mensch nur selten getäuscht; außerdem täuscht er immer nur sich selbst, und ebenso oft absichtlich wie unabsichtlich, da man die Welt, die Menschen und die Dinge lieber sieht, wie man will, als wie sie sind, und sogar mit dem eigenen Ich solchen Mummenschanz treibt — doch das ist ein langes Kapitel, ich wollte nur sagen, täusche ich mich nicht, so ist diese ganze Hochzeitsgesellschaft nicht nach deinem Geschmack."

„Allerdings nicht," sagte Bodo. „Die Alten sind mir zu bitter, die Jungen zu süß; jene sind mir unausstehlich, diesen bin ich es. Doch mag Beides an mir selbst liegen."

„Zum Theil ohne Zweifel," versetzte der Alte. „Es sind ja auch wackere Leute darunter, aber im Ganzen freilich ist die Weisheit der Alten ebenso marktläufig, als die Thorheit der Jungen ohne Würze. Ist es nicht trübselig, wenn ein Mensch, Mannsen oder Weibsen, über ein halbes Jahrhundert durch das Leben gelaufen ist und nicht einen Gedanken hat, den nicht Zehntausende vor ihm schon gehabt hätten, nicht einen witzigen Einfall, der nicht wie kurrente Münze zu ihm gekommen? wenn

ihm die Flügel der Seele stets lahm und schlaff herabhängen, falls nicht gerade Stolz, Eitelkeit oder Bosheit sie aufblähet? Wie liebenswürdig ist die Thorheit und Ausgelassenheit der Jugend, wenn sie aus unschuldiger Lebenslust hervorsprudelt oder doch von Geist und Gemüth durchblitzt wird! Aber, aber! — Indeß, wenn man einigen Humor hat, so findet er hier volle Schüsseln. Welch' eine prächtige Erscheinung verholzten Hochmuthes ist der dürre ehemalige Minister mit seiner Fuchsperücke! Und was meinst du zu seinen drei langen Töchtern, die noch immer mit den drei verwelkten Blättern ihrer Jugend tändeln? Sieht nicht jede aus wie eine mittelmäßige Kopie der anderen, ohne daß Eine Original wäre? Dann ist da die Schwester der Aebtissin, die steife Hofdame, deren Kopf so mit Fürstlichkeiten vollgestopft ist, daß ihr immer Prinzen und Prinzessinnen von der Zunge fallen. Ihre kleine Nichte wäre hübsch genug, wenn sie sich nicht allzu streng, aber wahrscheinlich aus Naturgabe, an das evangelische Wort hielte: Eure Rede sei Ja, ja, Nein, nein, alles Uebrige ist vom Uebel. Aber was sagst du zu der schönen Irma von Königsbrunn? Du hast dich ja einige Male mit ihr unterhalten."

„Um in Ihrem Tone zu bleiben," erwiderte Bodo, „so meine ich, sie würde schöner sein, wenn sie es weniger wüßte, sie würde mehr Gefühl haben, wenn sie weniger zeigte, und vielleicht geistreich und witzig sein, wenn sie Beides zu sein nicht beabsichtigte."

„Aus dem Tone kann ich über Irma nicht pfeifen,"

sagte Helmen, „schon deßhalb nicht, weil deine Mutter viel auf sie hält, was nicht ohne guten Grund sein kann, wie du selbst eingestehen mußt. Die Uebrigen sind sämmtlich deine Vettern und Basen, und deßhalb muß meine böse Zunge säuberlich mit ihnen fahren.“

„Deßhalb wahrlich nicht,“ versetzte Bodo. „Sie brauchen ihrer so wenig zu schonen, als ich dies jemals für mich verlangt habe. Weßhalb sollte ich Ihrer Kritik beispielsweise nicht die beiden von Zack oder Vater und Sohn von Wüstheim ohne Rückhalt preisgeben?“

„Das sind allerdings die vier hohlsten Gefäße,“ entgegnete der Alte, „die darum auch immer obenauf schwimmen. Du hast sie trefflich heraus erkannt, wie ich merke, und vielleicht ist auch Menschenkenntniß mehr angeborenes Talent als Erwerb aus Erfahrung. Die von Zack sind offenbar ein paar grundlüderliche Gesellen, deren Phantasie am liebsten in gewissem Schmutze umherwühlt und die sich in einen beträchtlichen Schatz von Frechheit und Heuchelei brüderlich getheilt haben. Der Lieutenant kann nicht fünf Minuten unter Männern sein, ohne die unanständigsten Geschichten aufs Tapet zu bringen und mit thierischem Gewieher zu belachen, und dann schlägt der Assessor seine Augen gen Himmel, wie die gemalte Frömmigkeit, während in seinen Mundwinkeln das lächelnde Behagen an dem Gehörten nistet. O, aber die beiden Bettelprinzen von Wüstheim! Sie haben kaum ganze Röcke und heile Wäsche, obgleich geflickte Stiefeln; wovon sie leben, weiß Niemand, und doch haben sie es

unter ihrer Würde gehalten, etwas zu lernen. Dabei verkehren sie mit Vorliebe mit Kutschern und Bedienten, um sich recht als die Auserwählten zu fühlen und ihnen befehlen zu können wie vom Himmel herab. Jedem, der es hören will, erzählt der Vater von dem Alter seiner Familie und der Sohn von den großen Gütern, die sie im Mittelalter besessen, und dann ziehen beide den Hörer zur Seite und erbitten ein kleines Darlehen, um doch anständige Trinkgelder geben zu können. Bessere, freilich auch struppigere Besen, um einen hohlen, nichtigen Adelstolz aus dem Herzen zu fegen, giebt es nicht als die Beiden."

Bodo fiel unwillkürlich der Bettler mit dem Stelzfuße ein und nachdenklich schwieg er.

Der Freiherr fuhr fort: „Die stolze Gänseherde der Cousinen will ich ungerupft lassen, es sind gute und feine Persönchen darunter, und doch will ich nicht leugnen, daß es mir gestern den erquicklichsten Eindruck reiner Menschheit und echten Personenadels machte, als ich durch die schnatternde, kichernde, sich drehende und windende Gesellschaft unsere Renata heiter und ruhig hinschreiten sah."

Bodo hatte selbst gerade an Renata gedacht und es war ihm, als wäre er über diesem Gedanken ertappt worden. Er erröthete lebhaft, stand plötzlich auf und trat an das Fenster.

Der alte Herr sah ihm mit großen Augen nach, spitzte die Lippen, als wolle er pfeifen, und blies seinen Tabaksrauch langsam heraus. Dann stand er auf, legte

die Pfeife weg, trat zu Bodo, klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Nun, Liebster, wir wollen nicht in den Fehler verfallen, Karrikaturen für Porträts zu halten. Satire ist kein Treibhaus für die Nächstenliebe und der Spott über Andere paart sich doch immer mit einem Stück eigenen Dünkels. Unter deinen Gästen sind recht würdige Menschen und auch recht liebe Mädchen. Thu für diese nur die Augen auf, und wenn dich dann ein zartes Geheimniß drückt, so weißt du, wem du es vertrauen darfst, sei es wie es sei."

Bodo drückte ihm die Hand, ohne ihn anzusehen und sagte: „Ich weiß, daß Sie der treueste Freund unseres Hauses sind, aber wer sich in dergleichen verstrickt, muß sich auch helfen können. Es giebt ja Lagen, wo Neigung und Einsicht zusammengehen — glücklich, wem das geschenkt wird — es kann aber auch die Neigung fehlen, vielleicht Abneigung vorhanden sein, wo die Einsicht zuräth, und wieder kann sich eine Zuneigung gewaltsam aufdrängen, welche die Einsicht mit allen Kräften bekämpft. In allen drei Fällen, glücklich oder unglücklich, muß man, meine ich, selbst erst zum Abschluß gekommen sein — wenn es einen solchen giebt — ehe man auch den besten Freund mit darein verwickelt. Mir wenigstens, bester Helmen, würde es an Demuth fehlen, in einem solchen Falle — ich sage, in einem solchen Falle — die wilden Thorheiten, den gebannten Zustand und das Entgegenringen meines Innern irgend Jemandem bloßzulegen."

Der alte Freiherr war zu rücksichtsvoll, um nicht das Gespräch hierüber abzubrechen, glaubte jedoch mehr bemerkt zu haben, als Bodo ahne, und entfernte sich mit dem Vorsatze, ihn von jetzt an schärfer zu beobachten. An der großen Mittagstafel fand er hierzu jedoch keine Gelegenheit. Bodo saß am oberen Theile des Tisches und lange Reihen der Gäste trennten ihn von Renata, die mit Klärchen untenan saß und nach Beendigung des Mahles mit dem Kinde verschwunden war. Und sie blieb unsichtbar, sowohl beim Empfang der aus der Umgegend geladenen Ballgäste, die allmählich zahlreich angefahren kamen, als auch in dem großen Saale, wo sich Alles im höchsten Putz versammelte und dann unter rauschender Musik das Brautpaar den Ball eröffnete.

Bodo hielt sich vom Tanze fern. Nachdem er jedem der hinzugeladenen Gäste so kurz, als die Höflichkeit es irgend gestattete, seine Aufmerksamkeit erwiesen hatte, zog er sich stumm und düster in einen Winkel zurück und überblickte das bunte Treiben. Seine Augen suchten Renata, er sah sie nirgends, und je länger er sie vermißte, desto unruhiger ward er. In der Zwischenzeit zwischen ein paar Tänzen durchschritt er mehrmals den Saal, vergebens nach ihr forschend. Was konnte sie fernhalten? Wo konnte sie sein? Er ging in eins der Nebengemächer, von wo aus man ein Fenster ihres Thurmzimmers sehen konnte. Das Fenster stand offen, drinnen war Licht, und Bodo glaubte an der Zimmerdecke einen hin- und herschwankenden Schatten wahrzunehmen. Seine

entzündete Phantasie zeigte ihm sofort Leiden, Schrecken, Gefahren aller Art, die Renata überkommen sein könnten. Er eilte auf den Korridor hinaus. Augenblicklich war dort Niemand von der Dienerschaft, auch würde er sich nicht haben entschließen können, irgend Jemand sein Interesse für Renata zu verrathen, aber es führte in diesem Theile des Schlosses eine wenig betretene Nebentreppe nach den oberen Stockwerken, und ehe er recht wußte, was er that, stieg er sie hastig hinan und stand nach wenigen Minuten vor Renatens Thür. Er klopfte an und trat auf ihren Ruf stürmisch ein, blieb aber sogleich an der Thüre stehen.

Renata saß, noch vom Mittage her angekleidet, an ihrem Schreibtische, die Feder in der Hand. Eine sonderbare Bewegung erfaßte sie, als sie umblickte und Bodo bleich und aufgeregt dastehen sah. Sie erhob sich und fragte, ob etwas vorgefallen sei.

„Sind Sie wohl? Fehlt Ihnen nichts?“ fragte Bodo dagegen.

„Nicht das Mindeste, Herr Baron,“ erwiderte sie; „aber was befehlen Sie?“

„Habe ich Ihnen je etwas befohlen?“ versetzte er. „Warum kommen Sie nicht in den Ballsaal? Warum muß man sich nach Ihnen umsehen?“

„Die Frau Baronin hat mich davon dispensirt,“ antwortete Renata.

„Gegen Ihren Wunsch?“

„Nicht doch, Herr Baron, auf meine Bitte.“

„Und weßhalb diese Bitte?"

„Verzeihen Sie, Herr Baron! Die Gründe für unser Verhalten sind nicht immer mittheilbar. Meinen Sie nicht, daß man um anderer und um seiner selbst willen vieles verbergen, verschweigen und mit sich allein abmachen müsse?"

„Ob ich es meine!" sagte er mit herbem, beinahe zornigem Ausdruck. „Gut! Warum Sie wegbleiben, geht mich also nichts an; daß Sie wegbleiben, ebenfalls nicht; dies aber mußte ich wissen. Hätte man mir diese, an sich höchst gleichgültige Sache nicht verschwiegen, so wäre ich nicht auf den thörichten Einfall gerathen, Ihnen sei etwas zugestoßen, und nicht so unbesonnen gewesen, selbst hierher zu kommen, wo ich nichts zu schaffen habe."

Nach diesen Worten verließ er das Zimmer mit ebenso wilder Hast, wie er es betreten.

Renata blickte lange, ohne sich zu regen, auf die Thür, durch welche er verschwunden war. Sie wußte nicht, was sie aus den Widersprüchen in seinen Worten, ja zwischen seinen Worten und seinem Benehmen machen solle. Einige Male wehte sie eine Ahnung an, bei der ihr ganzes Wesen erzitterte, und es war ihr, als müsse sie etwas von sich abwehren, was sie umstricken und mit allerlei blendenden Täuschungen irreführen wolle. Dazwischen klang von fern die Tanzmusik herauf, träumerisch, sirenenhaft; sie fühlte ihr Inneres in einer seltsamen Strömung, als ob es den Körper verlassen wolle. Als die Musik endlich schwieg, raffte sie sich zusammen,

schalt sich im Herzen eine kindische Träumerin, trat mit ein paar festen Schritten an das offene Fenster, das dem Park und dem Dorfe zugekehrt war, und blickte zu dem ruhigen Sternenhimmel hinauf. Sie fühlte eine innige Theilnahme für Bodo; die räthselhaften Widersprüche in seinem Wesen, die unerklärliche Verdüsterung seines Gemüthes, hatten ein schmerzliches Interesse für sie; die leuchtenden Gedanken, die edlen Gesinnungen, die aus diesem Dunkel hervorblitzen konnten, waren ihr immer eine herzliche Freude, und sein herrisches und abstoßendes Benehmen gegen sie selbst vermochte sie mit der größten Geduld und Heiterkeit zu ertragen. Dies alles suchte sie sich mit gewohnter Klarheit zurechtzulegen und bemerkte selbst nicht, daß sie es mit einer Wärme, mit einer Angelegentlichkeit that, die noch kein anderes persönliches Verhältniß in ihr erweckt hatte. Als die Musik wieder begann, schloß sie die Fenster und kehrte an ihren Schreibtisch zurück. Sie holte ihr geheimes Album hervor. Sie empfand, daß sie diesem etwas zu vertrauen habe. Aber die Feder schwebte über dem Papier, ohne daß die schöne Schreiberin die Worte finden konnte, die aus der Feder fließen sollten. Sie schob dies endlich nach langem vergeblichen Sinnen und Stocken auf die Töne der Tanzmusik, die noch immer leise heraufirrten, stand auf, verriegelte die Thür und suchte ihr Nachtlager auf.

Bodo glaubte sich hart und abweisend genug ausgesprochen zu haben, um seine Gefühle für Renata zu verbergen und um sich selbst zu strafen für den wunder-

lichen Besuch bei ihr; aber ihr Anblick, ihre Worte, ihre ruhig schöne Haltung hatten einen unbeschreiblichen Eindruck auf ihn gemacht, und der Verdruß, sich gegen sie benommen zu haben, wie er es nun einmal thun zu müssen glaubte, kämpfte in ihm mit der Glücksempfindung, sie so gesehen zu haben. Als er wieder in den Tanzsaal trat, fielen seine Augen auf Frau von Weidach, die, einsam auf einem Divan sitzend, dem Tanze zusah. Nach einigem Zaudern ging er zu ihr, setzte sich neben sie und begann ein Gespräch. Sie bedauerte, daß Renata nicht anwesend sei, und sagte allerlei zu ihrem Lobe. Er hörte das schweigend an und sagte zuletzt: „Lassen Sie mich in Beziehung auf die Mademoiselle ein altes Trinklied parodiren und sagen: Man kann sie nie genug loben, aber wohl zu viel. Und nun sagen Sie mir, wie gefällt es Ihnen in unseren Kreisen?"

Die junge Frau erröthete und versetzte: „Ich gewöhne mich daran. Ich habe es mir vorhergesagt, daß ich nicht das Wohlwollen und die Rücksicht erwarten dürfe, an die ich früher gewöhnt war. Auch ist es ja gut, wenn man nicht allzuglücklich ist, und ich würde es sonst sein durch die herzliche Liebe meines trefflichen Mannes, den ich viel zu sehr ehre und liebe, um nicht seinetwegen auch etwas zu ertragen. Verzeihen Sie meine Offenheit! Aber sie beantwortet Ihre Frage."

„Sie sind so ehrlich, als Sie glücklich zu sein verdienen," entgegnete Bodo, indem er ihr die Hand reichte und sich wieder zurückzog, da soeben ein Tanz beendigt war.

Sein Platz wurde sofort von Irma eingenommen und sie unterhielt sich jetzt lebhaft mit Frau von Weidach, die sie bis dahin unbeachtet gelassen hatte.

Ball und Souper währten bis tief in die Nacht und es war fast Morgen, als die letzten Wagen heimfahrender Gäste das Schloß verließen.

Die Trauung hatte in feierlichster Weise stattgefunden und das junge gräfliche Paar war noch an demselben Tage abgereist. Vierundzwanzig Stunden später hatte sich die bunte Gesellschaft, die das Schloß bis dahin belebt, nach allen Himmelsgegenden zerstreut. Nur die Generalin mit ihrer Tochter war zu einem längeren Besuche zurückgeblieben.

Bodo brachte die beiden letzten Scheidenden, den Lieutenant von Zack und einen Berghauptmann von Reuthleben, zu Wagen nach der nächsten kleinen Stadt, wo jene die Poststation fanden und er selbst ein kleines Geschäft zu besorgen hatte. Ein nächtlicher Regen hatte die Luft angenehm abgekühlt, man ließ langsam fahren, rauchte, erzählte und plauderte. Der Lieutenant spottete über den steifen Kreis der ehrwürdigen Stiftsdamen, welche der Trauung beigewohnt hatten, auch andere Damen, ältere wie jüngere, wurden in dem angeschlagenen Tone durchgenommen, als der Berghauptmann, ein aufgeweckter, vielgereister Mann, plötzlich sagte: „Aber, lieber Baron, welch' ausgezeichnete Erscheinung ist die

Gesellschafterin Ihrer Frau Mutter! Nur in Armenien habe ich ähnliche Gestalten und Gesichtsformen gesehen, während sie doch durchaus nordisch und deutsch aussieht. Ich habe einige Male mit ihr gesprochen und kann versichern, kein unbedeutendes Wort aus ihrem schönen Munde gehört zu haben."

„Auf Ehre, sie ist unvergleichlich!" rief der Lieutenant. „Ich hätte mich in sie verlieben können und habe es eigentlich auch gethan, aber die Mamsell thut so stolz wie ein Fräulein, und noch stolzer. Eine solche Geliebte zu haben, wäre meine ganze Gage werth."

„Ich wette," sagte der Berghauptmann lächelnd, „Sie sind mit einem Heirathsantrage bei ihr abgelaufen."

„Pah!" sagte der Andere, „Heirathen und Lieben sind verschiedene Dinge. Ich werde die Zahl derer nicht vermehren, die unter ihren Stand heirathen."

„Oh," versetzte der Berghauptmann, „gegen die Kastenleute der Hindu seid Ihr doch nur Stümper. Und doch kommt es schon vor und gar nicht so selten, daß der volle Geldsack einer Braut für Leute aus den besten Häusern nicht bloß den mangelnden Stand, sondern noch andere Mängel ersetzt. Ja, ich weissage: es wird eine Zeit kommen, und vielleicht schon bald, wo man bei einer reichen Braut den Adel überhaupt nur als eine angenehme Zugabe, aber durchaus nicht mehr als Erforderniß ansehen wird."

„Loben Sie denn das?" fragte Bodo.

„Mit keiner Silbe," entgegnete der Berghauptmann.

„Ich lobe mir die Völker, bei denen der Bräutigam die Braut von ihren Eltern kaufen und oft theuer bezahlen muß, anstatt durch sie etwas zu erhalten. Da kommt es doch auf reine Schätzung der Person hinaus. Ich will nur das sagen: wenn man die Forderung adeliger Geburt schon um Geld und Gut fallen läßt, so sollte man es noch eher thun um großer persönlicher Vorzüge willen. O, ich kenne Edelleute und Barone, die einige Hunderttausende und noch weniger geheirathet haben, obgleich sie dabei eine häßliche, böse und einfältige Frau in den Kauf nehmen mußten. Man lernt die Menschen eben an dem kennen, was sie schätzen. Aber ich meine, schön, gut und klug sei besser als reich."

„Das bleibt richtig," sagte Bodo, „auch wenn man die Forderung des Standes festhält."

„Ei," versetzte der Berghauptmann, „ich behaupte, schön, gut und klug sei auch besser, als von altem Adel, gegenseitige Liebe natürlich vorausgesetzt. Wenn meine Frau — falls ich eine hätte — launenhaft, widerspenstig, treulos, verschwenderisch ist, wird mir dann ihre Abkunft heitere und zufriedene Tage schaffen? Wenn sie beschränkt, geistlos, unverständig, ungebildet ist, kann mich dann der lange Stammbaum verstehen, auf dem diese dürre, taube Frucht gewachsen ist? Kann ich mich mit ihm berathen und Gedanken austauschen? Außerdem, und das ist die Hauptsache, setzte ich gegenseitige Liebe voraus. Es trifft sich ja häufig genug, daß diese sich unter Standesgleichen einfindet. Aber wer macht nicht die Erfahrung,

daß es nichts Eigensinnigeres und Paradoxeres giebt als die Liebe?"

„Recht! Bravo!" rief der Lieutenant. „Darum kann ich auch eine hübsche Kammerjungfer oder Bürstenbinderstochter lieben und genießen, etwas Bosheit und Dummheit macht es vielleicht noch pikanter, aber heirathen werde ich sie nicht."

„Was Sie unter Liebe verstehen," sagte der Berghauptmann, „das halte ich für einen Mißbrauch dieses edlen Wortes. Die Liebe, die ich so nenne, kann sich nur entzünden an dem Lichte jener Trias: schön, gut und klug, und sie fordert bei gesunden Gemüthern unwiderstehlich die dauernde und innige Gemeinschaft der Seelen und des ganzen Lebens, die wir Ehe nennen. Sie kennt weder die Rücksicht der Geburt noch des Reichthums. Stellte sie bei mir sich je ein — wofür ich noch nicht zu alt bin — ich würde ohne Bedenken alle anderen Rücksichten über den Haufen stoßen."

„Na," meinte Zack, „das ist Geschmackssache."

„Freilich," erwiderte der Berghauptmann, „einer zieht Ananas vor, der andere Knoblauch."

Bodo, den dies Gespräch begreiflich im tiefsten aufregte, fragte nach einer Pause: „Sie würden also nichts auf das Urtheil Ihrer Standesgenossen geben? Nichts auf die abschätzige Behandlung Ihrer Frau in deren Kreisen?"

„Auf ihr Urtheil?" entgegnete der Gefragte. „Keinen Strohhalm! Lieber Baron, Achtung kann und muß man erzwingen, nöthigenfalls mit Waffen. Schiefer Beur-

theilung und albernem Tadel kann sich der Beste nicht entziehen. Beruht ein Urtheil über eine meiner Handlungen auf Vorurtheilen die ich nicht theile, so kann es höchstens mein Mitleid oder meine Lachmuskeln in Bewegung setzen. Es hat mich nie aus meinem Gleichmuth gebracht, wenn die Brahmanen in Indien mich für unrein erachteten und meine Berührung vermieden. Wer aber meiner Frau die geziemende Achtung und Rücksicht einmal versagte, der sollte wahrlich den Muth oder die Gelegenheit verlieren, es zum zweiten Male zu thun."

„Wohlgedacht und wohlgesprochen!" sagte der Lieutenant. „Aber ich meine, ein Mann aus altem Hause sollte sich nie in diese Nothwendigkeit bringen."

„Ach, Kinder," sagte der Berghauptmann, „die Zeit ist vorbei, da wir allein die Grundeigenthümer, die Schwertführer, die Gerichtsherren, die Freien und Bevorrechteten waren. Sie ließ uns nur ein ideales Erbe. Ihr fühlt und gehabt Euch, als ob die Zeit stehen geblieben. Als ich nach zehnjährigen Reisen aus Asien heimkehrte, hatte sich alles in Deutschland verändert, nur unsere Leute, zumal in diesen Landen, nicht. Aber die Welt ist groß, und der Völker sind viele, und Vernunft und Sitte sind nicht so arm und eng, daß sie nur in unseren Lebensformen wohnten. Es kam mir zuerst lächerlich und widersinnig vor, daß in China der höhere Rang, den einer erringt, nicht auf seine Nachkommen, sondern auf seine Vorfahren übergeht; bei ernsterem Nachdenken fand ich doch Vernunft darin. Ist es etwa

vernünftiger, wenn bei uns ein Bettler und Dummkopf seinen nackten Geburtsadel auf ebenso bettelhafte und einfältige Nachkommen vererbt? In der breiten, vielgestaltigen Welt lernt man dergleichen mit andern Augen ansehen und manche ererbte Meinung abstreifen. Ei, das Haus Reuthleben ist so alt und so gut als irgend eines, aber den Rücksichten auf meinen Geburtsadel mein Lebensglück zu opfern, würde ich für thöricht und frevelhaft halten. Zudem ist es bei uns ja noch so, daß der Mann die Frau adelt, nicht die Frau den Mann."

Das Gespräch war zu Ende. Man kam in dem Städtchen bei dem Posthause an, die Gäste verabschiedeten sich und Bodo besorgte rasch seine Geschäfte. Dann ließ er langsam wieder zurückfahren.

Die Aeußerungen des Berghauptmanns hatten ihm Gedankenbahnen aufgethan, an die er sich früher nie gewagt, hatten ihm Möglichkeiten gezeigt, an die er bisher nicht geglaubt. Seine Leidenschaft hätte weniger tief und mächtig sein müssen, hätte er nicht mehr und mehr darauf eingehen sollen, je länger, je eifriger er darüber nachsann. Etwas Neues, etwas Unerhörtes war es ihm ja nicht, aber wie Schatten, wie Träume hatte er es zurückgedrängt; jetzt trat es zum ersten Male als ein Wirkliches, Leibhaftiges vor ihn. Das ist die Macht des gesprochenen Wortes. Seine lebhafte Einbildungskraft stellte ihm Renata vor als sein, als liebende Geliebte, als glänzende Braut, als waltende Hausfrau, und hätte sich der Kutscher umgewandt, er würde in Bodo's An-

gesicht zum ersten Mal seit langer Zeit ein heiteres Lächeln, eine freudige Verklärung erblickt haben.

Sie kamen an einen Seitenweg, der nach dem Weibach'schen Gute führte. Bodo befahl, dahin zu fahren und die Pferde anzutreiben. Der Hof war bald erreicht. Herr von Weibach, soeben vom Felde kommend, empfing Bodo mit Herzlichkeit und hatte ihm kaum vom Wagen geholfen, als auch die hübsche, saubere, junge Frau von der Haustreppe herabkam und den unerwarteten Besucher aufs freundlichste begrüßte. Nachdem sie über die Ereignisse der letzten Tage einige Worte gewechselt, kam Weibach sofort auf seine Halerernte und wollte den Gast ins Haus führen. Nein, meinte die zierliche Hausfrau, er solle ihm erst die neue Anlage zeigen und ihn dann ins Gartenzimmer bringen. Der Gemahl billigte dies lächelnd und sie verschwand in der Hausthür. Die beiden Männer begaben sich in den Garten.

„Sie müssen sehr glücklich leben," sagte Bodo.

„Nun ja," erwiderte Weibach, „der Boden ist im Ganzen gut, meist lehmiger Klaiboden, und lohnt eine rationelle Bewirthschaftung."

„O, davon sprach ich nicht," sagte Bodo, „ich meinte Ihre Ehe, Ihre Gemahlin."

„Ah so!" versetzte Weibach. „Nun freilich, so trifft es nicht jeder. Ich weiß, einige haben mir die Wahl verdacht, aber die reden wie Taube von Musik. Ich will gar nichts davon sagen, welche Freude mir fortwährend ihre liebe Gegenwart ist und wie ich eigentlich

erst fühle, daß ich lebe, seit ich sie habe, und wie festlich und dicht voll Glück jetzt alle meine Mußestunden sind — ich muß mich wahrhaftig in Acht nehmen, daß ich darüber bei den Leuten und im Felde und beim Vieh nichts versäume — aber aufrichtig gestanden, ich hatte Furcht, ob solch ein städtisch gebildetes Wesen auch eine rechte Gutsfrau werden würde. Und wie ist es gekommen? Sollten Sie es glauben? In ein paar Wochen hatte sie Alles weg und regiert im Hause wie eine Königin. Das heißt, sie merkt jedem ab, was er versteht, nimmt ihn darin zu Rath, verwendet ihn wozu er taugt, befiehlt verständig und freundlich, bekümmert sich liebreich um die einzelnen, hält aber streng auf Gehorsam und Ordnung und setzt sie auch durch, denn Alle verehren sie und hängen an ihr wie Kinder. Sogar das mürrische Mißtrauen der alten Haushälterin, welche die Herrschaft mit Verdruß aus den Händen gab, hat sie überwunden und in willige Ehrerbietung verwandelt. Mit einem Worte, ich habe in meiner lieben Frau ein Glück erlangt, das sogar Hagelschlag, Mißernten und Viehsterben nicht stören könnten. — Und was thut man nicht einer solchen Frau zu Gefallen? Sehen Sie nur! Da habe ich einen Morgen meines besten Weizenlandes ihr zu Liebe zu dem alten Garten geschlagen und da hat sie Wege und Plätze gemacht und gesäet und gepflanzt was die Jahreszeit zu säen und zu pflanzen zuließ. Es sieht natürlich noch sehr anfänglich und trocken aus, obgleich ihm der Nachtregen gutgethan hat, besonders den Grasflächen, aber später im Herbst und nächstes

Frühjahr soll Alles zugepflanzt werden. Meine Frau hat den Plan gemacht und es wird gewiß sehr hübsch und angenehm werden."

Bodo äußerte seinen Beifall, ließ sich Alles zeigen, und dann gingen sie nach dem Gartenzimmer, in dessen Thür Frau von Weidach sie erwartete.

„Sie müssen Nachsicht haben," sagte sie. „Das Alles ist noch wie ein Plan auf dem Papier und muß erst bepflanzt werden und wachsen. Aber ist es nicht sehr liebevoll von Weidach, daß er mir so viel Land dazu geopfert hat? Und wissen Sie, wem ich es verdanke? Ihrer Renata!"

„Meiner Renata?" sagte Bodo zusammenfahrend.

„Verzeihen Sie! Ich meine der liebenswürdigen Gesellschafterin Ihrer Frau Mutter. Ich bedauerte, sie auf dem Balle nicht zu treffen. Sie hat mir einen höchst angenehmen und bedeutenden Eindruck hinterlassen und wird es gewiß mit Freuden erfahren, daß ihr Gespräch bei unserem Antrittsbesuche mir so viel Gutes gestiftet hat."

Sie traten in das Zimmer, wo einige Erfrischungen bereit standen, und während sie sich setzten und davon genossen, fuhr das Ehepaar fort, seine Erinnerungen an die Unterhaltung mit Renata aufzufrischen. Beide sprachen von ihr mit einem an Verehrung grenzenden Interesse, und Bodo sog ihre Worte wie ein süß betäubendes Getränk schweigend ein, ohne, wie sonst, seinen Gefühlen einen inneren Widerstand entgegenzusetzen. Dabei wirkte das erfreuliche Bild häuslichen Glückes vor seinen Augen

wie eine schmeichelnde Ueberredung auf ihn. Ihm war, als würde sein Gemüth von einem beengenden Banne gelöst. Ein lange nicht empfundenes Wohlgefühl durchdrang ihn.

Als jedoch Herr von Weidach auf landwirthschaftliche Gegenstände gerieth und ihm eine neue Bewässerungsanlage zeigen wollte, verabschiedete er sich rasch, versprach bald wiederzukommen, küßte der hübschen Gutsfrau die Hand und fuhr davon, nachdem er sich neben den Kutscher gesetzt und selbst Zügel und Peitsche genommen hatte.

Die kräftigen Rosse flogen unter seinen Händen dahin zwischen den Feldern, Wiesen und Weiden der Ebene, bergauf und bergab unter dem Laubdache des Buchenwaldes, das offene Thal entlang durch seine eigenen Besitzungen, abermals durch Wald, in den Park hinein, den Schloßberg hinan, bis sie schnaubend und schweißtriefend vor dem Hauptportale hielten. Leicht und wie von fremden Kräften getragen sprang Bodo vom Wagen und eilte in die Zimmer der Baronin hinauf.

Er fand die Mutter im Gespräch mit der Generalin und Klärchen saß in einer Ecke auf dem Teppich und spielte mit ihren Puppen. Das Kind lachte den Eintretenden schelmisch an und klatschte in die Hände. Die beiden Damen brachen ihr Gespräch ab und die Baronin sah mit verwunderter Freude in Bodo's leuchtenden Augen, auf seiner freien Stirn zum ersten Male wieder den Ausdruck lebensvoller Heiterkeit, den sie so lange vermißt hatte. Sie reichte ihm die Hand und sagte: „Du scheinst

Dich sehr gut unterhalten zu haben. Der Berghauptmann von Reuthleben ist ein munterer, interessanter Mann. Aber setze dich zu uns und erzähle. Helmen und Irma werden auch sogleich wiederkommen. Er zeigt ihr nur dein Knabenporträt im rothen Zimmer, das sie lebhaft zu sehen wünschte."

Beide traten gleich darauf herein und Bodo begrüßte sie. „Sie müssen ein allerliebster, wilder Knabe gewesen sein, als Sie gemalt wurden," begann Irma. „Ist es nicht unendlich schade, daß man dem wunderlichen Dinge, der Zeit, niemals eine rückgängige Bewegung geben kann?"

Während der Freiherr allerlei humoristische Bemerkungen an diese Aeußerung knüpfte, trat Renata herein, um Klärchen abzuholen. Sie verneigte sich gegen die Anwesenden, hob das Spielzeug der Kleinen auf, nahm sie selbst bei der Hand und entfernte sich mit ihr. Gegen seine bisherige Gewohnheit wandte Bodo von ihrem Kommen bis zu ihrem Gehen die Augen nicht von ihr ab. Es war das für ihn etwas so Neues, er war so entzückt von der Anmuth und dem Adel ihrer Erscheinung, ihrer Gestalt, ihrer Bewegungen, daß es ihm die größte Mühe kostete, seine tiefe Erregung vor den Anwesenden zu verbergen.

Ihm war es unbemerkt geblieben, daß Irma indessen ihre Hand auf die seinige gelegt hatte, um ihn auf etwas aufmerksam zu machen, das sie sagen wollte, wohl aber hatte dies Renata gesehen, und ihr war, als schnüre es ihr das Herz zusammen. Als sie schweigend

und beklommen mit Klärchen die Treppe hinaufstieg, sagte das Kind plötzlich: „Du, Renata, ich weiß was."

„Was denn, liebes Herz?"

„Irma und Onkel Bodo werden Braut und Bräutigam."

Renata durchzuckte es.

„Ja," fuhr das Kind fort, „die Tante und die fremde Tante sagen es, und sie sprachen leise, und sie meinten, ich hörte es nicht, aber ich habe es ganz gut gehört."

„Klärchen," sagte Renata mit leiser, zitternder Stimme, „es war nicht recht, daß du darauf gehört hast. Was man nicht hören soll, das muß man auch nicht hören, noch weniger aber darf man es wiedersagen. Hörst du, mein Herz? Du sagst es keinem anderen!" — Das Kind legte zum Zeichen seines Gehorsams seine weiche Wange an Renatens Hand.

Droben angelangt, überlieferte Renata die Kleine der Bonne und begab sich auf ihr Zimmer. Mitten darin blieb sie stehen. Sich selber zürnend, zerdrückte sie die Thränen, die ihr aus den Augen drangen. Was ist das? sprach sie bei sich selbst, wohin bin ich gerathen? Bin ich denn auch nur ein Spiel unerklärlicher Mächte und dunkler Gefühle, daß es mir plötzlich wie eine Zertrümmerung meines Daseins dünkt, wenn er einer Anderen angehören sollte? Ist es denn möglich, daß ich mich selbst an ihn verloren habe, ohne es zu wollen, ohne es zu wissen, ohne es zu bemerken? Er — und diese! Ich würde es für eine Lüge erklären, hätte ich sie nicht so beisammen gesehen und zum ersten Male eine Heiterkeit

auf seinem Angesichte, die nie einen edleren Thron gehabt. Und ich, die er immer nur rauh und abstoßend, ja nicht einmal gleichgültig behandelt hat, ich, die sein widerstrebendes Gemüth, seine Unfreundlichkeit nicht einmal überwinden konnte, ich konnte so schwach, so gedankenlos, so blind sein, mich von einer thörichten Leidenschaft überlisten zu lassen? Habe ich dazu in einer so schmerzenvollen und harten Schule mich demüthigen und überwinden gelernt, um jetzt einer Verirrung überwallender Gefühle zu erliegen? Nein! Nein, ich will nicht! Tragen will ich's wie eine Krankheit, wie ein Fieber, tragen, wie man Schmerz und Unglück tragen muß, tragen wie die verdiente Strafe für eigene Verschuldung — denn wen sonst könnt' ich anklagen? ihn selbst doch wahrlich nicht, noch weniger den Himmel — tragen will ich's, aber erdrücken soll mich's nicht, die Macht über mich selbst soll es mir nicht entwinden, und ahnen soll es Niemand.

Das ungefähr war der Strom ihrer Gedanken, dann trat sie an das Fenster, blickte eine Zeit lang mit gefalteten Händen gen Himmel empor, und ging dann, voll schmerzlicher, aber starker Entschlüsse, mit festen elastischen Schritten in ihr Schlafgemach, um sich die Augen auszuwaschen.

Bald darauf erschien die Jungfer, um ihr beim Ankleiden für den Mittagstisch zu helfen. Die Aebtissin sei drunten, sagte dieselbe. Sie sei vorgefahren, um sich nach dem Befinden der Frau Baronin zu erkundigen,

aber diese sei selbst an den Wagen gegangen und habe sie gebeten zum Diner zu bleiben. Renata achtete auf das Geplauder des Mädchens nicht. Als sie ihre Toilette beendigt hatte, stärkte sie sich an ihren Entschlüssen, und mit dem festen Vorsatze, heiter und gefaßt nicht bloß zu scheinen, sondern auch zu sein, holte sie Klärchen ab und ging mit ihr hinunter.

Die Gesellschaft war bereits versammelt und unterhielt sich, paarweis im Zimmer vertheilt; nur Irma fehlte noch. Gleich darauf aber trat sie, sorgfältig aufgeputzt, herein und ging durch das Zimmer auf die Aebtissin zu, mit jenem starr vor sich schauenden, nichtssagenden Blicke, den Personen, die sich für schön halten, öfter annehmen, indem er es ihnen möglich macht, diejenigen, an denen sie vorübergehen, wenn auch weniger deutlich zu beobachten, um sich zu überzeugen, ob sie auch angeblickt und bewundert werden. Bodo kannte diesen Blick und er zwang ihm ein spöttisches Lächeln ab, dann ließ er seine Augen voll auf Renata ruhen, die still vor sich niedersah. Ihre Wangen waren gerötheter als sonst. Er glaubte sie nie so schön gesehen zu haben. Indeß gab die Baronin das Zeichen zu Tisch zu gehen und er mußte Irma in den Speisesaal führen.

Auch an der Tafel saß er neben Irma, die ihn lebhaft zu unterhalten suchte, von einem aufs andere gerieth und dabei gelegentlich von dem „berühmten aufgeklärten Sokrates" sprach. Die Aebtissin griff dies auf und sagte: „Ach ja, der weise Sokrates! Ich habe einmal ein Buch

von Moses Mendelssohn über ihn gelesen. Er war ein großer Mann und gewiß von Stande."

„Sein Vater," sagte Bodo lächelnd, „war ein sehr geringer Bildhauer und seine Mutter war Hebamme."

„Mein Gott!" sagte die Aebtissin entsetzt, „dann war Sokrates ja nur ein Parvenü."

Die Anwesenden, und selbst die Baronin, bedurften ihrer ganzen Selbstbeherrschung, um es bei einem leisen Lächeln bewenden zu lassen und Bodo sagte: „Nun, meine Gnädigste, das wäre ein Schicksal oder ein Ruhm, den er mit den ersten Stiftern aller unserer Familien gemein hat."

„Für meinen Ahnherrn verbitte ich mir diese Beschuldigung," versetzte die Aebtissin stolz.

„Thun Sie das nicht, Hochwürdige," entgegnete Bodo, „Sie treten sonst ihm oder sich selbst zu nahe; denn was er vererbt hat, mußte er erst erlangen, sonst war er nicht der Erste, hätte er's aber nicht erlangt, so konnte er's Ihnen auch nicht vererben. Soll man die Ehre nicht für einen Bastard halten, so muß sie die Tochter des Verdienstes sein; ich zweifle aber, daß man den bloßen Erben eines rühmlichen Namens für verdienstlicher achten wird als den ersten Erwerber. Weßhalb mißgönnen Sie Ihrem Ahnherrn die Ehre dieses Verdienstes?"

„Wir Hohenheim haben keinen Ersten," erwiderte die Aebtissin mit unerschütterter Majestät. „Wir sind Uradel."

„Dazu," fuhr Bodo fort, „rechnet man uns und, so-

viel ich weiß, die Helmen auch. Aber mit dem besten Wollen und Anstrengung aller Gedanken und Erfindungskraft weiß ich meine Abstammung doch nicht über Adam hinauszubringen, und das setzt mich in die schlimme Lage, entweder zwischen Adam und mir einen Stifter meines Hauses als Parvenü anzunehmen, oder Adam selbst für den ersten Baron zu halten; dann aber wüßte ich nicht, was ich vor jedem anderen Mitgliede seiner jetzt ziemlich zahlreichen Familie voraus hätte. Man könnte noch behaupten, wir stammten eigentlich von Wodan oder Thor oder einem anderen germanischen Gotte ab, aber das würde die Sache kaum bessern, denn erstens ist dies vortreffliche Geschlecht selbst einige tausend Jahre jünger als das Haus Adam, zweitens waren sie in gewissem Sinne auch Parvenüs, und drittens existirten sie nur in der Einbildung, waren daher kaum im Stande, etwas Anderes zu vererben als wieder nur Einbildung."

„Sie sind scherzhaft gelaunt," versetzte die Alte mit starrer Würde, „aber es ist keine Sache zum Scherzen."

Die Baronin gab Bodo einen Wink, den Gegenstand fallen zu lassen. Obgleich seine Aeußerungen aber ihr selbst unbehaglich waren, so war sie doch ebenso verwundert als glücklich darüber, ihn zum ersten Male wieder froh belebt und heiter gesprächig zu sehen, und mit großer Zufriedenheit schob sie dies auf den Einfluß Irma's.

Renata hatte denselben Gedanken, aber nichts an ihr verrieth, was dabei in ihrem Inneren vorging.

Der alte Freiherr brachte die Rede auf den Berghauptmann und lobte ihn sehr. „Wie glücklich für ihn," sagte er, „sich in seinen besten Jahren an der weiten, mannigfaltigen Welt auferbauen zu können! Und wie trefflich hat er diesen Vortheil benutzt, welch' klaren Blick, welch' freien Gesichtskreis hat er gewonnen! Wie hat er alles Engherzige abgestreift, und doch seine tüchtige deutsche Natur bewahrt! Dabei weiß er eben so anmuthig als belehrend zu erzählen, und das wird auch wohl der Grund sein, daß du so spät zurückkehrtest, Bodo."

„Er spricht vorzüglich," versetzte Bodo. „Seine Ansichten sind Einsichten und machen deßhalb den Hörer frei. Indeß war das nicht der Grund. Ich war noch bei Weidach's."

„Ach, die hübsche junge Frau!" rief Irma. „Ich habe mich recht interessant mit ihr unterhalten über Musik und Menagerien und Astronomie. Sie hat wirklich viele Bildung und ihre Herkunft merkt man ihr gar nicht an."

Bodo erwiderte: „Diesen Mangel ersetzt sie durch so viele liebenswürdige Tugenden, daß er gar keiner ist, und Weidach weiß sein Glück nicht genug zu preisen. Ich habe dort noch eine recht erquickliche Erfahrung gemacht. Es ist doch nie ganz umsonst, wenn das Rechte und Gute gut und richtig gesagt wird. Es scheint vorüberzugehen wie Anderes, und dann, wenn man es längst vergessen glaubt, begegnen uns plötzlich zu unserer freudigen Ueberraschung seine Wirkungen und Folgen. So

hat Weidach seiner Frau eine ganze Strecke seines besten Bodens für verschönernde Anlagen um das Haus zur Verfügung gestellt, und was hat ihn dazu bewogen? Die herrliche Vertheidigung unseres Parkes, die er vor Monaten hier von unserer Renata gehört. Frau von Weidach ist Ihnen herzlich dankbar dafür," setzte er, sich an Renata wendend, hinzu.

Renata verneigte sich schweigend. Die Aeußerung Bodo's hatte sie überrascht, nicht minder das Wohlwollen, das er ihr darin erwies. Sie fühlte, daß eine Veränderung mit ihm vorgegangen sei, aber sie suchte die Ursache wiederum nur in Irma. Es war ihr willkommen, daß die Mittagstafel beendigt war und die Baronin ihr wieder einige Aufträge gab für die Hülfsbedürftigen im Dorfe, welche während der letzten Zeit etwas vernachlässigt worden waren.

Bodo begab sich auf sein Zimmer und holte die für Renata bestimmten Geschenke hervor. Er wollte sie während ihrer Abwesenheit selbst auf ihr Zimmer legen und setzte sich, um einige begleitende Zeilen dazu niederzuschreiben. So rasch ihm aber sonst die Gedanken in die Feder liefen, heute wollte es ihm nicht gelingen, den geeigneten Ton zu treffen. Er schrieb, verwarf, schrieb nochmals und verwarf wieder. Das eine sagte zu viel, das andere zu wenig; dies war ihm zu warm, jenes zu kalt. Er sagte sich, er dürfe, er könne sein bisheriges Benehmen gegen sie nicht fortsetzen, und doch wisse er ja nicht, wie sie gegen ihn gesinnt sei. Was konnte er

nach der ihr erwiesenen, ablehnenden Schroffheit erwarten? Er sprang auf und ging unruhig im Zimmer hin und her.

Er dachte an seine Mutter. Sollte er sich ihr nicht eröffnen? Nein, nicht schon jetzt. Er sah einen Kampf mit ihr voraus und hoffte, zu rechter Zeit, im Bunde mit ihrer Liebe zu ihm, Sieger zu bleiben, aber vorher mußte er mit Renata eins sein. Wie es jetzt noch stand, würde sie Renata sicherlich sofort entfernen und ihm alle Gelegenheit rauben, um die Neigung des geliebten Mädchens zu werben. Hatte er sie aber gewonnen, konnte er sagen, nun hänge das ganze Glück seines Lebens nur noch an ihrer Verbindung, so war er gewiß, daß auch der alte Helmen sein warmer Fürsprecher sein und ihm helfen werde, die Mutter zu ihrer Einwilligung zu bewegen. Jetzt aber, jetzt — mußte er schreiben.

Er trat an den Schreibtisch, raffte die beschriebenen Blätter zusammen, zerriß sie in kleine Stückchen und warf sie in den Ofen. Vielleicht ist es so am besten! sagte er und zeichnete mit großen Buchstaben die Worte „Für Renata" auf das Packet. Aber schon wieder erschien ihm dies zu kahl und formlos. Er setzte sich nieder und schrieb:

„Zu meiner innigen Freude, theure Renata, überließ man es mir, Ihnen in etwas zu bezeugen, wie dankbar wir Ihren Beistand bei der Ausstattung meiner Schwester erkennen. Weisen Sie nicht zurück, was ich selbst für Sie ausgewählt habe. Bodo."

Um nicht abermals in Schwanken zu gerathen, ver-

siegelte er rasch diese Zeilen, gab ihnen dieselbe kurze Aufschrift wie dem Packete, steckte sie unter die Schnur desselben und trug dieses hinauf nach Renatens Zimmer. Es war nicht verschlossen. Mit klopfendem Herzen trat er ein, legte das Mitgebrachte auf einen Tisch und sah sich um. Alles war zierlich geordnet und unvergleichlich sauber und blank. Einige Resedablüthen, ins Wasser gestellt, durchdufteten das Gemach. Auf dem Schreibtische standen mehrere Bücher. Er sah sie an. Sie waren theils ernsten Inhalts, theils gehörten sie zu dem Auserlesensten der deutschen, englischen und italienischen Literatur. Das überraschte ihn. Renata hatte nie davon gesprochen, daß sie auch dieser fremden Sprachen mächtig sei, aber eben dies steigerte nur seine Bewunderung der Geliebten. In einem Körbchen am Fenster lag eine angefangene Stickerei. Er nahm sie heraus, drückte sie an seine Lippen und legte sie wieder hinein. Jetzt aber hörte er Schritte auf dem Gange. War sie es? In brennender Aufregung blickte er auf die Thür. Hoffte oder fürchtete er ihr Eintreten? Er wußte es nicht. Doch die Schritte gingen vorüber, eine Thür wurde geöffnet und geschlossen, Alles war wieder still. Tief aufathmend eilte er aus dem lieben Raum hinaus und die Treppen hinunter. Er fühlte lebhaft, daß er heute Renata nicht mehr sehen dürfe, befahl ein Pferd zu satteln, kleidete sich eilig um und ritt davon, nachdem er der Baronin sagen lassen, daß er sich auf eines seiner entlegeneren Güter begeben habe.

Renata hatte während dem mehr als einem durch Armuth, Alter oder Krankheit Bedrängten im Namen der Baronin Hülfe und Trost gebracht, die Klagen der Leute mit liebevoller Geduld angehört, ihren Bedürfnissen nachgeforscht, ihnen Muth und Hoffnung eingesprochen. Da sie gewohnt war, sich Allem, was sie that, mit ganzer Seele zu widmen, so trat ihr darüber auch das, was sie selbst beunruhigte, mehr in den Hintergrund, und minder bewegt, als sie hergekommen, trat sie den Rückweg an. Als sie an dem Pfarrhause vorüberging, erschien wie gewöhnlich der junge Pastor an der Thür, um sie eine Strecke zu begleiten. Sie konnte es nicht gut ablehnen, hatte auch über einige der Leute mit ihm zu sprechen, wollte sich aber, nachdem dies geschehen war, von ihm verabschieden.

„Lassen Sie mir noch ein Stückchen Wegs den Genuß Ihrer Gegenwart," sagte er bittend. „Ich gehöre auch zu den Bedürftigen. Ich kranke an Einsamkeit. Wer sie ausnahmsweise kostet, dem kann sie süß sein; wem sie unter dem eigenen Dache stets entgegengähnt, der lernt, wie bitter sie sein kann."

„Aber," sagte Renata, „mitten in Ihrer Gemeinde, deren Sie sich so thätig annehmen?"

„Auch dabei," erwiderte er. „Ich weiß mein Amt zu schätzen und diene ihm mit Freuden; aber es besteht den Menschen gegenüber im Geben, nicht im Nehmen, im Darreichen, nicht im Empfangen; und Geist und Gemüth wollen doch auch menschlich angesprochen und erquickt

sein, wollen doch auch von Menschen Geistiges und Herzliches empfangen und hinnehmen. Können auch die besten Leute der Gemeinde in diesem Sinne ein Umgang für mich sein?"

„Und doch," entgegnete sie, „stehen Ihnen bei Ihrer schönen und reichen Bildung so viele Hülfsquellen zu Gebot."

„Man kann nicht immer lesen und nachsinnen," versetzte er; „und habe ich es stundenlang gethan und blicke um mich, so starrt mich die Einsamkeit nur um so hohler an und das Herz dürstet nach einem lebendig pulsirenden Herzen. Sie wissen nicht, wie glücklich mich jeder Sonntag Mittag und jedes Zusammentreffen auf diesem Wege macht."

Er sprach mit einer Wärme, die Renata veranlaßte, schnell auf einen anderen Gegenstand überzugehen, und ihn dabei festzuhalten, bis sie sich trennen mußten. Dann eilte sie mit dem Vorsatze, diese Begegnungen künftig zu vermeiden, nach dem Schlosse hinauf, wo sie zunächst der Baronin Bericht erstattete und sich dann auf ihr Zimmer begab.

Das Packet fiel ihr sofort in die Augen, auch das Briefchen. Sie zog es heraus, erkannte in der Aufschrift Bodo's Hand, fühlte ihr Herz heftig schlagen, und legte das versiegelte Blatt wieder hin. Sie wollte Herrin ihrer Empfindungen bleiben, die sie ja doch, wie sie sich sagte, niederkämpfen und überwinden müsse. Sie trat zurück und verriegelte die Thür, schritt mehrere Mal durch

die Zimmer, blickte durch das Fenster, und erst als sie ruhiger zu sein glaubte, nahm sie das Blatt und brach das Siegel auf. Mit angehaltenem Athem las sie die wenigen Zeilen. Die herzlichen, liebevollen Worte am Anfange wie am Ende berauschten sie anfangs wie ein köstlicher Duft. Konnten sie von ihm kommen, der in der ganzen Zeit sie kaum beachtet, sie immer nur rauh und kalt behandelt hatte? Aber was zwischen ihnen stand, erinnerte Renata nur zu sehr an ihre abhängige Lage, an ihre dienende Stellung: — für Bemühungen, die man nicht fordern können, wollte man sie ablohnen! Widersprachen dem aber nicht gerade jene holden Worte? Und bezeugten nicht auch sie, daß eine Wandlung vorgegangen in Bodo's Gesinnungen? Ach freilich! Hatte doch die Liebe zu Irma sein düsteres, sprödes Wesen schon gelöst und geklärt, und was war natürlicher, als daß sein reiches, bisher verschlossenes Gemüth nun auch gegen sie, wie gegen alle, in Wärme und Milde überfloß?

Sie hatte die Zeilen so oft gelesen, daß sie so fest in ihrem Inneren standen wie auf dem Papier. Dann faltete sie das Blatt zusammen und barg es an ihrem Busen. Es war doch von ihm! — Das Packet wollte sie zuerst uneröffnet wegschließen, aber zu dem Gefühle, daß dies undankbar sein würde, gesellte sich mädchenhafte Neugier; sie löste die Schnur und öffnete es.

Obenauf lag von Bodo's Hand eine Abschrift des Bestellzettels, den er damals dem Jäger abgenommen,

und darunter all die gewünschten Sächelchen, reichlich und in bester Auswahl. Dann folgte ein schön verziertes Kästchen, das sich auf einen Druck öffnete und einen kostbaren Schmuck von dunkelfunkelnden spanischen Goldtopasen in reicher, geschmackvoller Fassung enthielt. Der größere Theil des Packetes bestand aus verschiedenen sehr schönen und werthvollen Kleiderstoffen, Bändern und Spitzen.

Beschenkte man so eine Dienende, um sie abzulohnen? Erwiese man zu diesem Zwecke einer Abhängigen solche Aufmerksamkeiten? Und es war von ihm! Alles hatte er selbst für sie ausgewählt! Ein leises Zittern überkam sie, und – sonderbar! – während sie sich bemühte, auch diese Beweise von Bodo's gewandelten Gesinnungen aus seiner Neigung zu Irma abzuleiten, konnte sie doch eine dunkle Ahnung nicht los werden, die zu beglückend war, um sich ihr hinzugeben, um sie schärfer in das Auge zu fassen, um sie nur vor sich selbst zu gestehen.

Der Eintritt des alten Kammerdieners, der Renata zum Thee abrief, erinnerte sie an ihre Pflichten. Sie war geübt, sich zu beherrschen und die Bewegungen, sogar die Wärme ihres Inneren unter der gleichmäßigen äußeren Haltung zu verbergen. So wandte sie sich auch schnell gefaßt zu dem alten Manne, der aber gegen seine Gewohnheit weiter vortrat, die auseinandergelegten kostbaren Gegenstände betrachtete und verwundert ausrief: „Das also war in dem großen Packete, das der Baron eigenhändig hereintrug?“

„Er selbst?“ fragte Renata.

„Ja, gewiß,“ erwiderte der Kammerdiener. „Er sah mich nicht, aber ich sah ihn damit kommen und hier hereingehen. Er kam erst nach ziemlich langer Zeit wieder heraus.“

„Wie sonderbar!“ sagte Renata, abermals von jener Ahnung durchschauert. „Ist der Herr Baron schon bei den Damen?“

„Nein. Er ist nach Dreihöfen fortgeritten und wird erst morgen oder übermorgen zurückkehren.“

„Dann bitte ich Sie,“ versetzte Renata, „vor seiner Rückkehr Niemandem hiervon etwas zu sagen. Er hat mir dies im Auftrage der Familie geschenkt und ihm muß ich zuerst dafür danken.“

Der Alte sah das ein, versprach Schweigen und ging. Renata schloß die kostbaren Sachen ein und begab sich zum Thee hinunter.

Bodo hatte auf dem Gute, wohin er sich begeben, verschiedene Geschäfte vorgefunden, die ihn bis zum dritten Tage festgehalten hatten. Im Schlosse war das Mittagessen bereits beendigt, und Renata hatte Klärchen der Bonne wieder überliefert, als sie hörte, der junge Baron sei zurückgekehrt. Sie hatte sich vorgenommen, ihren Dank für die reichen Geschenke ihm in Gegenwart der Baronin, immerhin auch Irma's und der Generalin, zu sagen, wußte auch schon genau, was sie sagen wollte,

und zweifelte nicht, ihn sehr bald bei den Damen zu finden. Dennoch fürchtete sie sich vor diesem Wiedersehen, wie man sich auch wohl vor etwas Ersehntem fürchtet, und um ihre Unruhe zu beschwichtigen, um ihm mit der ihr sonst eigenen heiteren Fassung gegenübertreten zu können, wollte sie vorher einen kleinen Gang durch den Park machen.

Sie war schon über die Terrasse und durch die nächsten Gebüschgruppen hinunter gegangen, als sie bei einer Wendung des Weges an offener Stelle dicht vor sich den jungen Pfarrer auf einer Bank sitzen sah, die Augen auf das Schloß gerichtet. Sie wollte sofort umkehren, allein er hatte sie schon gesehen, sprang auf und hielt sie an der Hand zurück.

„Renata! Verehrte Renata!" sagte er. „Welch' himmlische Fügung führt Sie daher, während ich, o Sie wissen nicht, mit welchen Gefühlen, nach Ihrem Zimmer hinaufblickte!"

„Ich bitte Sie, Herr Pastor," sagte Renata, „ich bitte Sie, lassen Sie mich! Sie können mir in dieser Weise nichts sagen, was ich anhören dürfte!"

„Renata," fuhr er fort, „Sie wissen es, daß ich Sie verehre, bewundere, — lassen Sie mich Alles sagen! daß ich Sie liebe. An Ihren Besitz ist alle Hoffnung meines irdischen Glückes geknüpft. Ich kann Ihnen nur ein geringes Loos anbieten. Ich weiß, daß Sie eines viel besseren und glänzenderen würdig sind, aber ich kenne Sie genug, um zu wissen, daß kein äußeres Glück die

Schätze vermehren könnte, die Sie in Ihrem Inneren tragen, und wenn je ein Mann sein Leben daran setzen kann, um das Ihrige so glücklich zu machen, wie es in Menschengewalt steht, so werde ich es bis zum letzten Lebenshauche thun." Er beugte sich nieder und küßte ihr die Hand, die er noch immer festhielt.

„Lieber Herr Pastor," sagte Renata, die sich inzwischen gesammelt hatte, „welch' unglückliches Mißverständniß meiner Worte oder meines Benehmens konnte Sie zu dieser Erklärung verleiten? Habe ich selbst Anlaß dazu gegeben — ich glaube es nicht, aber es wäre ja möglich, und das Mögliche ist freilich glaublich — habe ich es gethan, so war es ungewollt, unbewußt und ein Unrecht, das ich Ihnen abbitten muß. Bitte, vergessen Sie, was Sie gesagt haben! Ich will es auch vergessen. Bitte, lassen Sie meine Hand frei, die ich Ihnen freiwillig nicht geben kann, selbst wenn ich wollte."

Er hielt sie nur um so fester und sagte: „Renata, ist das Ihre einzige Antwort?"

Sie besann sich einige Augenblicke und erwiderte dann: „Nein, Herr Pastor. Dazu achte und schätze ich Sie zu sehr. Ein solcher Antrag eines solchen Mannes ist immer ehrenvoll, und seine unverdiente Zuneigung ein edles Geschenk. Wie sollte es mir denn nicht leid sein, daß ich die Neigung nicht erwidern kann und den Antrag ablehnen muß?"

„Und dürfte ich nicht hoffen, daß eine längere und nähere Bekanntschaft —"

„Lieber Herr Pastor," unterbrach sie ihn, „sagt Ihnen nicht Ihr Gefühl, daß jedes fernere Wort hierüber zwischen uns, und jede Hoffnung bei Ihnen eben so zwecklos als ungeeignet sein würde? daß diese Sache für immer abgethan und auch kein Grund vorhanden ist, hier auch noch einen Augenblick zu verweilen?"

Er ließ ihre Hand los, sah sie schmerzhaft an, und wollte eben etwas erwidern, als Bodo plötzlich um das Gebüsch herkam und zwischen sie trat.

Er hatte sich auf seinem Zimmer umgekleidet, war an das Fenster getreten und hatte nicht nur auf der einsamen Bank den Pfarrer erkannt, sondern auch gesehen, wie Renatens schlanke Gestalt zwischen den Anlagen hinab sich nach dem Platze bewege. Eine argwöhnische Unruhe ergriff ihn und steigerte sich zu eifersüchtigem Grimm, als er sah, wie der Pfarrer der Kommenden entgegensprang, ihre Hand ergriff und unter leidenschaftlichen Bewegungen mit ihr sprach. Ohne sich zu besinnen war er hinunter geeilt, fortgerissen vom Sturme der widersprechendsten Gefühle, und so, den Ausdruck flammender Aufregung im Gesicht, trat er zwischen die Beiden.

Dem guten Pfarrer würde es unter anderen Umständen nicht an Muth gefehlt haben, nöthigenfalls auch dem gnädigen Herrn kräftig entgegenzustehen, aber von dem eben Erlebten, von der Vernichtung seiner schönsten Hoffnungen darniedergeschlagen und wie gelähmt, durch Bodo's plötzliche Erscheinung erschrocken und verwirrt,

wußte er nichts zu sagen noch zu thun, als daß er mit dem Rufe: „Ich Unglücklicher!“ davonfloh.

Erstaunt, aber keineswegs beruhigt, blickte ihm Bodo nach und wandte sich dann zu Renata, die sich noch nicht von der Stelle bewegt hatte. „Renata,“ sagte er mit vor Erregung bebender Stimme, „sagen Sie mir die Wahrheit vor Gott, was ist Ihnen jener Mann?“

„Nichts, als was er Jedem sein muß; nichts mehr!“ sagte Renata. Aber sie sagte es wie im Traume. Nur mit Aufbietung aller Kräfte vermochte sie den Schein ruhiger Haltung zu bewahren. Denn eine tiefe beglückende Erschütterung ging durch ihr ganzes Wesen. Jetzt wußte sie, daß Bodo sie liebte. Doch schon mischten sich Zweifel darein, sie dachte an Irma, und ihn konnte sie nicht fragen: Was ist Ihnen Irma?

Bodo, durch ihre Antwort von dem quälenden Argwohn erlöst, sah sie an mit einem Blick, der seine ganze Leidenschaft ausströmte, und das offene Geständniß seiner Gefühle für sie schwebte bereits auf seinen Lippen, als über den freien Rasen mit lautem Zuruf Klärchen herbeigelaufen kam. Jenseits auf dem Wege war die Bonne sichtbar, die, den gekrümmten Kiesweg verfolgend, nun gleichfalls heranzukommen suchte.

Das Kind war verwundert, daß weder Bodo noch Renata ihm mit der gewohnten Zärtlichkeit entgegenkam, und blickte eine Zeitlang stumm von einem auf den anderen, drängte sich aber, als die Bonne sich näherte, an Renata und nahm deren Hand.

Renata faßte sich zuerst und ersuchte die Bonne vorauszugehen; sie werde mit Klärchen sogleich nachfolgen. Die Bonne entfernte sich.

„Klärchen, Klärchen!" sagte Bodo mit einem heißen Seufzer, indem er das Kind sanft auf den blonden Kopf klopfte. „Aber lassen Sie uns zusammen hinaufgehen!"

Nachdem sie eine Strecke schweigend neben einander gegangen waren, sagte Renata: „Ich hoffte, Sie nach einem kleinen Gange im Parke bei der Frau Baronin zu treffen, um Ihnen dort zu danken. Ich muß es jetzt thun. Aber was soll ich sagen? Das Alles war so reich und so schön und so überraschend — ich meine sowohl die begleitenden Worte als die Sachen — daß ich auch noch nicht weiß, ob es mich mehr erfreut oder beschämt hat, aber Beides war im höchsten Maße der Fall."

„Es ist nicht, was ich jetzt wünschte," entgegnete Bodo, „aber ich wollte, jedes Stückchen davon könnte Ihnen erzählen, mit welcher herzlichen Gesinnung ich es schon damals für Sie auswählte."

Beide suchten nach weiteren Worten, fanden sie bei der Fülle und Bewegtheit ihrer Gemüther nicht, und gingen schweigend weiter. Aber es schien ein Tag der Störungen zu sein. Denn nun kam ihnen Irma vom Schlosse herab entgegen und eilte mit freudestrahlendem Gesichte auf Bodo zu, streckte ihm die Hand hin und rief: „O Sie böser Freund! Wie können Sie zurück sein

und uns nicht zuerst begrüßen? Ist das erlaubt? Wüßten Sie, wie sehr Sie entbehrt worden sind, Sie hätten uns nicht so vernachlässigt."

„Ich bekenne die Vernachlässigung," erwiderte Bodo, indem er ihr begrüßend die Hand reichte. „Verzeihen Sie den Mangel an Rücksicht gegen so geehrte Gäste."

„Und was konnte Sie so lange von uns fern halten?"

„Geschäfte, Fräulein Irma, Geschäfte — Feinde der Höflichkeit, die sich nicht ungerochen abweisen lassen, die anspruchsvollsten Gesellen in der Welt."

„Waren sie denn nicht rascher abzufertigen?"

„Wären sie es gewesen, so hätten mich dringendere Anlässe, als die schuldige Höflichkeit, längst zurückgerufen."

„O," sagte Irma lachend, „um das zu glauben, müßte man stärkere Beweise haben." — Sie nahm dann unter dem Vorwande, daß der Weg steil und beschwerlich sei, Bodo's Arm und fuhr im Weitergehen mit ihrem Geplauder fort. Die Bonne gesellte sich wieder zu ihnen. Renata übergab ihr das Kind und eilte auf einem Seitenwege zu dem Schlosse und nach ihrem Zimmer hinauf.

Wie eine strahlende und glühende Sonne stand der Gedanke über ihr, von ihm geliebt zu sein, dem ihr ganzes Innere angehörte, und doch war es kein reines, kein zweifelloses Glück. Zwar glaubte sie jetzt sein ganzes voriges Benehmen gegen sie zu verstehen; sie sah darin — und wir wissen, mit welchem Recht, — den Kampf seiner Gefühle und seines starken ererbten Standesbewußtseins. Sie erinnerte sich aller Anlässe, wo sich dieses in

seiner vollen Schroffheit ausgesprochen. Aber wenn es sich auch gemildert hatte, wenn ein augenblickliches Aufflammen seiner Gefühle ihn auch durch dieses Hemmniß hindurchgerissen hatte, wenn sie auch fühlte, daß sie ihm mehr, daß sie ihm ganz etwas anderes sei als Irma, war jener Beweggrund nicht immer noch mächtig genug, um Irma von Königsbrunn zwar nicht seinem Herzen, wohl aber seinem Familienstolze theurer zu machen als eine einfache Mademoiselle Becker? Denn daß er ihr seine Liebe anbieten könne ohne seine Hand, das hätte sich nie mit dem reinen edlen Bilde vertragen, das er ihrer Seele eingeprägt hatte, kam ihr auch nicht einmal als flüchtigster Gedanke ein.

War's aber jetzt nicht an der Zeit, den angenommenen Stand und Namen abzuwerfen und hervorzutreten als die Tochter eines Hauses, das an Rang und Alter keinem anderen nachstand? Würde diese Entdeckung nicht dem stockenden Schwanken des Geliebten plötzlich ein Ende machen und ihrer Beider Glück zum sicheren Ziele führen? Sie malte sich die Folgen dieser Erklärung mit brennenden Farben aus, ein süßer Taumel überkam sie, dem sie sich träumend eine Zeit lang hinließ. Bald aber gewann ihre feste klare Natur wieder die Oberhand. Nein! sprach sie bei sich; nicht jetzt soll er's, darf er's erfahren! Seine Liebe ist nicht tief und echt, sie ist nur eine Wallung des Blutes, ein rasch sich verzehrendes Feuer, eine vorüberschwindende Selbsttäuschung, wenn ich selbst, wie ich bin, mit all' meiner Liebe ihm nicht

genüge, wenn erst Wappen und Stammbaum den Ausschlag geben müßten. Seiner bin ich nicht werth, wenn ich's nicht auch ohne dies Erbe bin, und bin ich's nur mit diesem, so ist er meiner nicht werth, so muß ich ihn fahren lassen, mag damit auch Alles auslöschen, um deßwillen sich zu leben verlohnt. Was ist die Liebe, wenn der Geliebte selbst ohne fremden Schmuck und Beigabe ihr nicht genug ist? Nein, er ist ein zu kräftiger, tiefer, edler Mensch, daß seine Liebe nicht einen verirrten Stolz überwinden sollte. Und wenn sie hindurchdringt, wenn sie gesiegt, wenn er vor mir, wenn er vor aller Welt erklärt hat, daß die geringe Renata Becker ihm theurer sei als alle Vorurtheile, Standesrücksichten und Reichthümer, dann soll ihm auch das noch als Geschenk zufallen, was er an mir zu vermissen glaubt.

In diesem Vorsatz stärkte sie das Bewußtsein, daß auch sie Bodo rein um seiner selbst willen liebe, und ihn lieben würde, wie auch sein Stand und seine Verhältnisse hätten sein mögen. Bei alledem aber, und so beseligend der Gedanke, geliebt zu sein, immer wieder ihr Inneres durchströmte, wollte doch eine gewisse zweifelnde Bangigkeit sie nicht loslassen. Sie mußte sich in aller Weise zusammennehmen, als es Zeit war zum Thee hinunterzugehen.

Die Hauptgesellschaft war versammelt, nur den Freiherrn hielt eine Geschäftsreise für einige Zeit entfernt. Dagegen war der Hausarzt gegenwärtig, der von Zeit zu Zeit vorzusprechen pflegte. Er war ein Mann von

sehr ungezwungenem, geradem Benehmen, der sich mit Jedermann auf gleichen Fuß stellte, was die vornehme Gesellschaft seines Kreises wider Willen rücksichtsvoll ertrug, da sie sich von ihm abhängig fühlte. Während Renata an einem Seitentische den Thee bereitete, erzählte er von dem Zustande einer alten Stiftsdame, die schon seit Jahren bettlägerig, jetzt ihrer Auflösung nahe sei, und die er Fräulein von Westerbrink nannte. Renata fiel der Name auf, den sie hier zum ersten Male hörte, aber sie erinnerte sich, daß ihr Onkel einige Mal von einer reichen alten Verwandten dieses Namens gesprochen, deren einziger Erbe er sei, und daß die Tante dann stets grimmig gefragt hatte, ob denn die alte Person ewig leben wolle. Sie zweifelte um so weniger, daß dies dieselbe sei, als der Arzt erwähnte, daß sie ein recht beträchtliches Vermögen nachlassen werde.

„Sie ist übrigens eine psychologische Merkwürdigkeit," fuhr er fort. „Vor Jahren hatte sie eine junge Nichte bei sich, die sie durch schlechte Behandlung eigentlich zu Tode gequält hat, und obgleich sie von jeher atheistisch und materialistisch gesinnt war und weder an Himmel noch Hölle, weder an Gott noch an die Existenz ihrer eigenen Seele glaubt, so ist sie doch fest überzeugt, daß der Geist jener Nichte fortwährend an ihrem Bette stehe. Sie sieht die ganze Gestalt der längst Verstorbenen wie einst im Leben, nur todtenbleich und den traurigen, vorwurfsvollen Blick stets auf sie gerichtet. Sie sieht, wie das Gespenst seitwärts oder zurück weicht, wenn Andere

an die Stelle treten, aber immer bleibt es und immer sieht es sie auf dieselbe Weise an."

„Das muß ein furchtbarer Zustand sein," sagte die Baronin.

„Aber," versetzte Irma, „wie kann sie an einen fremden Geist glauben, wenn sie nicht an ihren eigenen glaubt? Ist denn das nicht widersinnig?"

„Gewiß," entgegnete der Arzt, „und gerade das macht es so merkwürdig. So etwas gehört zu den Geheimnissen des Gewissens, das man betäuben, lähmen, aber nie tödten kann, und das den Menschen leicht in Widersprüche hineinschreckt, wenn er in seinem Gewissen schon sich selbst widersprechen muß. Man sagt, sie habe das Mädchen, das ganz von ihr abgehangen, an der Verbindung mit einem sehr geliebten Manne gehindert, dadurch ihr ganzes Wesen gebrochen und ihre Gesundheit zerstört."

„Ich kenne die Geschichte," versetzte die Baronin. „Der Mann war einer unserer Verwalter und von sehr niedriger Herkunft. In der Sache hatte Fräulein von Westerbrink daher recht, aber die lieblose, gehässige Weise, mit der sie dabei verfahren, mag ihre Seele schwer genug belasten."

„Recht in der Sache?" sagte Bodo lebhaft. „Das ist doch zu viel gesagt. Urtheilen und reden mochte sie nach ihren Ansichten und Ueberzeugungen, obgleich der Mensch auch für diese verantwortlich ist, aber entscheiden und handeln durfte sie nach denselben nicht in einer

Sache, die nicht ihre eigene war, und an der ein fremdes Lebensglück hing. Eine Heirath ohne Liebe verhöhnt sowohl die Natur als die Sittlichkeit, und lieben kann der Mensch nur für sich, nicht für andere, und nicht nach deren Vorschriften, noch nach der Tabulatur des Herkommens."

„Sonst warst du darin anderer Meinung," sagte die Baronin. —

„Mag sein, aber habe ich denn jetzt Unrecht?" —

„Recht wenigstens nur bedinglich. Auch wundert mich deine Wandelbarkeit."

Der Arzt sagte: „Gott verhüte, gnädige Frau, daß der Herr Baron in seinen Jahren schon unwandelbar sei! Das hieße, mit sich und dem Leben fertig sein, und wer das ist, thut am besten, wenn er sich hinlegt und stirbt. Das Trachten und Streben nach dem Wahren, Guten, Göttlichen soll unwandelbar sein, aber das Erlangen und Aneignen bleibt immer so zerstückt und lückenhaft, geht durch soviel Irrthümer und Fehler, daß wir uns täglich zu berichtigen, täglich Altes wegzuwerfen und Neues aufzunehmen haben, und in diesem Sinne wohl wandelbar sein müssen, gerade je unwandelbarer wir in jenem Streben und Trachten verharren."

Dadurch gerieth das Gespräch ins Allgemeine, wo dann jeder leicht etwas Wahres oder Halbwahres vorbringen kann, und dann erzählte der Arzt allerlei Unterhaltendes. Renata aber hatte Bodo's Worte mit geheimer Befriedigung vernommen, und wenn sie auch

bemerkte, daß Irma fortwährend bemüht war, durch mancherlei kleine Künste seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, so sah sie doch zu ihrer großen Beruhigung, daß Bodo ihr gegenüber die feine Linie bloßer rücksichtsvoller Höflichkeit durchaus einhielt.

Als die Gesellschaft aufstand, fand Renata Gelegenheit, auch der Baronin auf schickliche Weise für die ihr durch Bodo gewordenen Geschenke zu danken, was jene als etwas, das sich von selbst verstehe, mit gewohnter freundlicher Herablassung aufnahm. Beim Auseinandergehen verabschiedete sich Bodo von Renata zum ersten Mal mit einem herzlichen Händedruck.

Das äußerliche Leben der Schloßbewohner behielt in der nächsten Zeit seinen ruhigen Fortgang. Was auch in Renatens Innerem vorgehen mochte, es verbreitete nur eine unmerkliche sanfte Weichheit über ihr Wesen, aber ihre heitere, ruhige Haltung erschien unverändert. Eben das machte Bodo ihr gegenüber zaghaft, so viel Kraft und Muth, ja Kühnheit er bei anderen Gelegenheiten auch zeigte und so tief und lebhaft seine Leidenschaft für sie war. Liebte sie ihn denn schon? Mußte er ihre Zuneigung nicht erst zu gewinnen suchen? Mußte er nicht erst seine frühere abstoßende Schroffheit gut machen? Ohne sich ihr in auffallender Weise zu widmen, behandelte er sie mit rücksichtsvoller, fast ehrerbietiger Zartheit, so daß es auch der Baronin auffiel, die es jedoch seiner gewandelten Stimmung zuschrieb und weiter nichts darin fand.

Indeß nahte die Zeit heran, welche die Generalin

zur Abreise bestimmt hatte. Am Vortage derselben rief die Baronin ihren Sohn zu einem besonderen Gespräch in ihr Zimmer.

„Bodo," sagte sie, „du weißt, wie lebhaft ich wünsche, daß eine Schwiegertochter mir nicht bloß die Bürden des großen Haushaltes abnehme, sondern auch Walburg's leergelassene Stelle ausfülle. Du hast Irma von Königsbrunn jetzt wiedergesehen und mit großer Freude habe ich wahrgenommen, wie sehr dich ihre Gegenwart belebt und erheitert hat. Wie könnte ich einen so günstigen Einfluß sehen und ihm nicht Dauer wünschen? Irma hat ein gutes, fügsames Gemüth, einen frischen, lebendigen Sinn, hat vielerlei gelernt, weiß sich vortrefflich zu benehmen und ist eine ausgezeichnete Erscheinung; noch mehr: sie ist aus einem sehr guten alten Hause und dir aufrichtig zugethan. Ich müßte mich sehr getäuscht haben, wenn du ihre Vorzüge nicht lebhaft empfändest. Laß sie nicht abreisen, ohne dich ihr zu erklären, ohne um sie zu werben! Oder soll ich es für dich thun?"

„Um des Himmels Willen nicht, Mutter!" rief Bodo.

„Und warum willst du es aufschieben? Geschieht es heute, so reisen sie morgen noch nicht, so kannst du dich des süßen Genusses erwiderter Liebe, der köstlichen Stunden eines jungen Brautstandes unverwehrt erfreuen. Zögere nicht, lieber Bodo! Du ahnst nicht, was du damit verlierst. Ich war auch jung und weiß, wie es ist, wenn zwei Herzen so um einander herumbangen, ohne sich selbst und einander das lösende Wort zu sagen,

wenn der kleinste Raum, der sie trennt, ihnen ein unübersteiglicher Berg dünkt, und das leise Wort der Liebe eine verwegene Kühnheit. Und doch ist es nur dieses Wort, was den Bann der Scheu plötzlich bricht, alle Zweifel und Unsicherheit niederschlägt und die Pforten zu einem noch ungekannten Paradiese aufsprengt. Jede Stunde des Aufschubs ist ein Raub am eigenen Glück."

„Ja — gewiß — ohne Zweifel —," sagte Bodo, dem es bei diesen Worten wie Feuer durch alle Adern strömte und dem sofort der Entschluß feststand, die Sonne nicht untergehen zu lassen, ehe er Renata Alles gesagt. Die Baronin, die nicht ahnte, was sie angerichtet, sah ihn an und sagte: „Du willst es also Irma oder ihrer Mutter selbst sagen?"

„Mein Gott, liebe Mutter," rief er ungeduldig, „wie magst du nur denken, ich könne Gefühle, von denen du sprichst, für diese verweltlichte, unruhige, gefallsüchtige Irma haben? Staune nicht so! Du glaubtest zu sehen, was du wünschtest, aber lebhafte Wünsche sind Erzeuger von Täuschungen. Ich habe Niemand getäuscht mit Vorsatz, weder dich noch Irma. Kein Wort, keine Miene hat ihr je gesagt, daß sie mir mehr sei als hundert Andere."

„Dann begreife ich dich nicht," sagte die Mutter kopfschüttelnd; „aber du hast mir eine meiner schönsten Hoffnungen zerstört."

„Mutter," versetzte Bodo, „in einer Sache, an der alles Wohl und Wehe meiner künftigen Jahre hängt,

muß ich meinen eigenen Weg gehen, kann ich mich selbst von dir nicht bestimmen lassen. Aber nie kann meine Wahl deiner uneingedenk sein, und eher sollte mein Herz verdorren, ehe ich dir eine Tochter aufdrängte, die deiner unwürdig wäre, die dich nicht liebte, ehrte und hochhielte. Hat sie in deinen Augen auch einen Mangel, ist sie nicht die, welche du selbst gewählt hättest -- und daß du Irma für mich ausersahst, zeigt ja, wie unsere Urtheile auseinander gehen können – so vertraue ich doch fest auf deine Liebe zu mir, daß du sie dennoch mütterlich aufnehmen und lieben wirst."

Die Baronin sagte nach einigem Schweigen: „Wie ungern entläßt man einen liebgewordenen Irrtum!" — dann reichte sie ihrem Sohne die Hand und sagte: „Ich widerspreche dir nicht. Du bist Herr deiner Wahl. Vielleicht hast du sie schon getroffen. Wie dem sei, ich vertraue auch auf dich, daß sie verständig und deiner würdig sein wird."

Einen Augenblick schwankte Bodo, ob er der Mutter nicht schon jetzt Alles gestehen sollte; aber wußte er denn, wie er mit Renata daran war? Und wenn er Alles hoffte, mußte er nicht erst Gewißheit haben? Auch kam erst morgen der alte Freiherr wieder, den er zur Seite haben mußte, wenn es galt, die Bedenken der Baronin gegen den Stand der Geliebten zu überwinden. So küßte er der Mutter stumm die Hand und entfernte sich.

Es war die Nachmittagsstunde, welche Renata auf ihrem Zimmer zu verbringen pflegte, und in fiebernder

Erregtheit eilte er hinauf. Das Zimmer war leer und er scheute sich, nach ihr zu fragen. Später sah er sie, aber immer waren Andere gegenwärtig. Beim Thee neckte ihn Irma wegen seiner Zerstreutheit und war zuthulicher als je. In einer Art Verzweiflung ließ er sich Alles gefallen, während er, um sich nicht zu verrathen, nur selten einen flüchtigen Blick auf Renata warf, die ihm nie herrlicher und begehrenswerther erschienen war als gerade heute. Die beiden Mütter wollten den letzten Abend noch recht genießen und so trennte man sich erst spät in der Nacht.

Aber Bodo wollte seinen Vorsatz noch heute ausführen. Ungeduldig wartete er in seinem Zimmer, bis die Schritte der Dienerschaft in den Gängen verhallt waren, dann trat er in den Korridor hinaus, wo man die Lichter bereits ausgelöscht hatte. Während er aber an den Zimmern der Generalin vorüberging, öffnete sich plötzlich die Thür und Irma trat heraus, auf ihn aber fiel das helle Kerzenlicht von innen. „O, ich kenne Ihren Schritt, Bodo!" sagte sie, indem sie ihn an der Hand hereinzog. „Sicherlich wollten Sie uns noch etwas mittheilen. Kommen Sie hier an das Fenster, bis Mama zurückkehrt! Ach sehen Sie, wie heimlich und traulich das stille Mondlicht auf dem Park und seinen Teichen liegt!"

„Bitte, lassen Sie es liegen!" entgegnete er mit unterdrücktem Aerger und zugleich das Lächerliche seiner Lage empfindend. Doch folgte er ihr zu dem Fenster, bog sich

hinaus und blickte nach Renatens Thurmzimmer empor. Soeben wurde droben das Licht ausgelöscht. „Zu spät!“ seufzte er hörbar.

„Nicht doch, theurer Freund!“ sagte Irma, indem sie die Hand auf seine Schulter legte. „Es kann nie zu spät sein für etwas, das Sie uns sagen wollen.“

„Das weiß ich nicht,“ versetzte er und trat von ihr zurück. „Aber weßhalb glaubten Sie, ich hätte mit Ihnen sprechen wollen? Das war ein Mißverständniß, an dem ich schuldlos bin. Ließ ich gedankenlos und verwirrt mich von Ihnen hereinführen, so verzeihen und vergessen Sie es. Man ist nicht immer Meister seiner Erinnerungen, aber ich verspreche Ihnen, das Meinige zu thun, um es gleichfalls zu vergessen. Gute Nacht! Gute Nacht!“

Damit eilte er hinaus, kehrte in seine Gemächer zurück und begab sich zu Bette, wo ihn jedoch die widersprechendsten Empfindungen noch lange wachhielten.

Vorsätzlich ging er am andern Morgen erst zu den Übrigen, als der Wagen, der die Gäste fortbringen sollte, bereits vorgefahren war. Die Baronin hatte einen Brief von Walburg erhalten, der ihr anzeigte, daß das junge Paar die Rückfahrt angetreten habe und vor der Weiterreise nach der Residenz auch einige Tage im Schlosse vorsprechen werde. Die Generalin schien verdrießlich zu sein. Irma war anscheinend in bester Laune, begrüßte aber Bodo sehr kalt, that dann, als beachte sie kaum seine Anwesenheit, und warf nur einige Male einen erbitterten Blick gekränkter Eitelkeit auf ihn. Nach

Renata sah er sich vergebens um. Er hörte, sie sei im Auftrage der Mutter schon früh zu einer Kranken im Dorfe gegangen.

Als den Gästen gemeldet wurde, daß Alles zum Einsteigen bereit sei, führte die Mutter ihre Freundin hinunter und Bodo wollte Irma den Arm geben, aber sie nahm ihn nicht und stürmte lachend den Andern voraus. Aus dem Wagen schleuderte sie noch einmal einen jener Blicke auf Bodo, und dann fuhren die Gäste davon.

Die Baronin kehrte in ihr Zimmer zurück und Bodo ging hinunter nach dem Dorfe. Er wollte Renata begegnen. Heute sollte sich sein Schicksal entscheiden.

Als er über die offenen Flächen rasch dahin schritt, sah er in der Ferne den Pfarrer in der Richtung nach einem Filialdorfe hinauswandern. Offenbar hatte dieser ein Zusammentreffen mit Renata vermeiden wollen. Ueber die Bedeutung jenes Auftrittes in den Parkanlagen war Bodo um so weniger in Zweifel geblieben, als der Pfarrer seitdem zur Sonntagstafel nicht erschienen war und mit der Baronin nur noch schriftlich verkehrt hatte. Er begriff die Gefühle des armen Mannes und fragte sich, wie er selbst eine solche Abweisung ertragen würde. Aber es kam ihm ebenso unmöglich vor, sie zu ertragen, als sie zu erleben.

Unter den Eichen und ihrem bergenden Dache angelangt, ging er langsamer. Er wollte Renata bei dem alten Baume erwarten, unter dem er sie zum ersten Mal

gesehen. Aber schon saß sie selbst auf der bemoosten Wurzel und sprang bei seinem Anblicke erröthend auf.

Renata ahnte, was er ihr sagen würde, und die Bewegung ihres Innern übergoß die ruhig dastehende hohe Gestalt mit wundersamem Liebreiz. Bodo staunte sie an. Er glaubte nie etwas Herrlicheres, etwas Edleres gesehen zu haben. Dann wallte sein Herz über. „Renata!" rief er, „ich habe es bekämpft und es war vergebens — ich habe es verschwiegen und vermag es nicht länger — Renata, ich liebe Sie, wie es Worte nicht sagen können, und doch sagt Ihnen dies eine Wort den Inhalt meines Lebens seit Wochen, seit Monaten und all' meiner Zukunft, die nur an Ihrer Seite noch Werth für mich hat."

Vor tiefer, seliger Rührung vermochte Renata nicht zu antworten. Sie stand vor ihm ohne sich zu regen und die Thränen quollen ihr aus den Augen.

„O Renata," fuhr er fort und nahm ihre Hand, die sie ihm willig ließ, „meine geliebte Renata! Wenn dir irgend ein Zweifel an mir diese Thräne entlockt — du hast mir viele Rauheit, viele Unfreundlichkeit zu vergeben — sie war hundertmal mehr gegen mich gerichtet als gegen dich; ich wollte mich zwingen, dich nicht zu lieben — das ist überwunden, nur von dir überwunden, und nur dadurch, daß du bist, die du bist. Kannst du mich nicht lieben, so sag' es! Auch durch ein Leben, dem das theuerste Kleinod versagt ist, muß sich ein Mann hindurcharbeiten können, und bleibt es mir freudelos,

so ist es nicht deine Schuld. Aber kannst du mich lieben, willst du meine Gemahlin werden, o Renata, so sag' es!"

„Ja, Bodo!" lispelte sie. „Ja, du meine einzige Liebe! O schilt diese armen Thränen nicht; sie sind nur Zeugen meiner Glückseligkeit."

„So wiegen Himmel und Erde mein Glück nicht auf!" rief er, indem er sie umfing und einen Kuß auf ihre Lippen drückte.

Dann gingen sie Arm in Arm zu einer Steinbank unter den Bäumen und saßen dort neben einander Hand in Hand, in süßem Liebesgeplauder und oft noch süßerm Schweigen die ganze Welt vergessend.

Gleich nach der Abreise der Generalin und ihrer Tochter war der alte Freiherr eingetroffen, und nachdem er ein Stündchen bei der Baronin gesessen, ihr erzählt und sich von ihr hatte erzählen lassen, wollte er Bodo aufsuchen. Man sagte ihm, der Herr Baron sei auf dem Wege nach dem Dorfe im Park gesehen worden. Er schlug daher von der Terrasse aus denselben Weg ein und hatte bereits die offenen Wiesenflächen hinter sich, als er Bodo und Renata Arm in Arm daherkommen sah. Sein scharfes Auge entdeckte sofort den Glanz des Glückes auf ihren Angesichtern. Auch ließen sie einander nicht, als sie ihn erblickten, vielmehr schien Bodo die Geliebte noch enger an sich zu ziehen.

Mit großen Augen und lächelnd blieb der alte Herr

auf dem Wege stehen, ließ die Liebenden herankommen und rief ihnen dann zu: „Darauf hätte ich schon gewettet, als die Gegenwart noch Zukunft war, und eigentlich freut es mich von ganzer Seele — denn ihr seid doch ein Paar — wie?"

„Ja, bester alter Freund, seit diesem Morgen sind wir es und ich gehöre zu den glücklichsten Menschen."

Der Freiherr schüttelte beiden die Hände und versetzte: „Wie sehr ich das begreife, will ich dir auseinandersetzen, wenn Renata nicht dabei ist. Ihre schönen Wangen glühen schon hinreichend. Nun, Kinder, gewöhnlich wünscht man den Leuten ganz unnöthigerweise Glück, nämlich wenn es ihnen soeben zugefallen ist. Bei dieser Gedankenlosigkeit sollt ihr mich nicht ertappen. Aber dennoch wünsche ich es euch auf das lebhafteste, denn ihr habt es noch nöthig. Deine herrliche Mutter, Bodo —"

„Bei ihr, lieber Helmen, rechne ich auf Sie," rief Bodo.

„Versteht sich," sagte der alte Herr. „Aber kommt und laßt uns das im Hinaufgehen überlegen. Ihr seht beide zwar nicht danach aus, als wäret ihr in der geeigneten Stimmung dazu, aber ich meine, es ehrt euch, wenn ich es euch zutraue. Denn von dem Taumel der Leidenschaft und der Trunkenheit des Glückes sich gedankenlos forttreiben und herumwirbeln zu lassen, ist keine Kunst; aber durchwogt von den glühendsten Empfindungen und überschüttet von Seligkeit dennoch den freien

Geist unbetäubt aufrecht zu halten, das ist die Aufgabe, und dieser glaube ich euch beide gewachsen. Vor allen Dingen aber, und da wir sogleich ins Freie und in Sicht treten, nehmt mich zwischen euch, als trennendes und zugleich verbindendes Medium."

Sie gehorchten ihm und traten an seine Seiten.

„Du weißt, Bodo," fuhr er dann im Weitergehen fort, „daß ich deine herrliche Mutter über Alles hochhalte und ehre; Sie wissen es auch, Renata. In den meisten und größten Dingen, solchen, die nicht vom Leben regiert werden, sondern die das Leben regieren sollen, stimmen wir überein, und sie beschließt nicht leicht etwas, ohne es vorher mit mir zu berathen. Aber in den allerbesten Menschen giebt es unauflösbare Knoten, über welche das Urtheil nur in einem Fragezeichen bestehen kann. Es ist erstaunlich, daß diese ausgezeichnete Frau für alles rein Menschliche ein so offenes Herz, ein so feines Gefühl, und dabei einen so unzugänglichen Familienstolz haben kann. Es verletzt Sie vielleicht, liebe Renata, aber Schwierigkeiten muß man gerade ins Gesicht sehen. Ich kenne ihr Urtheil über Sie, Renata; es läßt sich kein günstigeres, kein liebevolleres denken, aber eine Schwiegertochter von bürgerlicher Herkunft würde ihr ein Umsturz aller Dinge scheinen."

Renata blieb stehen und blickte sinnend vor sich hinaus. Die beiden Männer sahen sie an, als erwarteten sie einen Rath von ihr. „Nein," sagte sie, wie wenn sie einen Gedankenfaden abschnitte, „und wäre ich eines

Königs Tochter, — was ich dir, Bodo, was ich deiner Mutter sein soll, kann nur ich selbst sein, nur das, was mir Niemand geben und Niemand nehmen kann. Wird das verschmäht, so ist alles andere werthlos und ein erborgter Schmuck."

„Das wird, das muß auch die Mutter einsehen," sagte Bodo. „Ihr klarer Verstand, ihr warmes Gemüth, ihre Liebe zu mir wird das Vorurtheil niederkämpfen. Habe ich es doch überwunden!"

„Kinder," sagte der Freiherr, indem sie weitergingen, „ich wünschte, ich könnte euch Beide dort in den Teichen ein Viertelstündchen abkühlen. Hat das Feuer der Leidenschaft dein Vorurtheil allmählich aufgezehrt, Bodo, so kannst du das bei deiner würdigen Mutter nicht auch erwarten. Ich bin gewiß, wollte ich sie nach der Bibel auf das erste rein menschliche Verhältniß verweisen und sagen, da steht es: «Gott schuf sie, ein Männlein und ein Fräulein» — aber nicht eine Mademoiselle! würde sie antworten. Dennoch darfst du ihr kein Geheimniß daraus machen, auch nicht einen Tag lang. Liebe soll zwar am süßesten sein, wenn sie vom Geheimniß kandirt ist — nämlich die gegenseitige; der Geschmack der einseitigen wird dadurch nicht verbessert — aber wolltest du es deiner Mutter auch nur heute verschweigen, verlaß dich darauf, ich würde zum Verräther."

Bodo hätte die Eröffnung gern aufgeschoben, aber es genügte ihm, daß auch Renata dagegen war. Er hätte gewünscht, der alte Freund spräche zuerst mit der

Mutter, aber er sah ein, daß er hierzu verpflichtet sei. Von dem Ausfalle dieser Unterredung sollte dann der Freiherr sofort benachrichtigt werden, um nöthigenfalls selbst bei der Baronin einzutreten.

Sie hatten indeß den Schloßberg erstiegen, Renata begab sich auf ihr Zimmer, der alte Herr in Bodo's Gemächer und Bodo zu der Mutter.

Sie saß allein, hatte den Kopf aufgestützt und blickte gedankenvoll vor sich hin.

„Mutter," begann Bodo, indem er vor sie trat, „deinen Wunsch, daß ich mich vermählen möchte, kann ich jetzt erfüllen."

Sie erhob sich von ihrem Sitze und sah ihn gespannt an.

„Ja," fuhr er fort, „und meine Wahl — ich kann sagen, nicht ich habe sie getroffen, ich bin von ihr getroffen worden, und doch ist sie nicht von heute, kein Blitz aus der Wolke; sie ist herangewachsen aus dem Anblicke des liebenswürdigsten und edelsten Wesens, wider meinen Willen, bis sie mein Wille ward und mein Lebensentschluß — keine schnell verwelkende Blüthe, aber eine blüthenschöne, reife, feste Frucht."

„Und wer? —" fragte die Baronin.

„Mutter," sagte Bodo, „ich will nicht von der Anmuth und Hoheit ihrer Erscheinung reden, so theuer mir auch diese sind, da sie ja der sichtbare, lebendige Ausdruck ihres Innern ist; aber die köstlichen Schätze ihres Geistes, ihres Gemüthes, ihrer Gesinnung hat sie ja täglich unter deinen Augen entfaltet."

„Bodo!“ rief die Mutter und ein Zittern überfiel sie. „Von wem redest du?“

„Muß ich es erst sagen? Auf wen anders paßt dies Alles als auf Renata?“

Die Baronin sank erbleichend auf ihren Sitz zurück. „Sie wird noch heute das Schloß verlassen,“ sagte sie mit erzwungener Bestimmtheit.

„Liebe Mutter,“ sagte Bodo ebenso bestimmt, indem er jedoch ihre Hand nahm, „weder du kannst, noch ich kann meiner geliebten Braut, meiner Verlobten, den Aufenthalt unter unserem Dache versagen.“

„Das kann sie, das darf sie nicht sein. Nie hat ein Freiherr von Radau anders als stiftsfähig und ebenbürtig geheirathet. Du sollst nicht der erste sein, der den Stammbaum seines Hauses befleckt.“

„Wortbruch wäre seine schimpflichste Befleckung. Ich habe Renatens Wort und sie hat das meine, und was mehr ist, sie hat meine ganze, volle, unauslöschliche Liebe und ich die ihre. Soll ich das Glück und die Zufriedenheit von Renatens und meiner ganzen Zukunft einem Vorurtheile zum Opfer bringen, das mir nur noch ein Phantom ist? Oder hast du gegen das edle, herrliche Mädchen etwas Anderes einzuwenden als ihre Herkunft? Ist eine Silbe, die ich zu ihrem Lobe gesagt, unwahr?“

„Nein, ich gebe es zu. Darum sprich nicht von Vorurtheil. Vorurtheile machen blind und ungerecht; und bin ich das, die willig anerkennt, daß Renaten außer

der Abstammung keine der Eigenschaften fehlt, die sie deiner würdig machen könnten? Oder bist du es, dem die Pflichten gegen sein altes, edles Geschlecht, gegen Vorfahren und Nachkommen, gegen unseren ganzen Stand nur ein Phantom bedünken?"

„Du irrst, Mutter. Diese Pflichten werden stets meine Leitsterne sein, aber ich leugne, daß sie sich auf die Wahl der Gattin in einem anderen Sinne erstrecken, als daß diese ein unseres Standes und Geschlechtes würdiges Wesen sei. Ist das Renata nicht? Du selbst hast es zugegeben. Die bloße Abkunft macht keinen Menschen besser oder schlechter, als er ist. Renata hat in der schönsten Bedeutung adeligen Sinn und Geist, und würde um kein Haar mehr haben können, wenn sie auch aus dem ältesten Hause stammte. Adlige Geburt hat nur dann Werth, wenn sie verbürgt, daß Erziehung und Ueberlieferung auch adlige Gesinnung und Bildung pflanzen. Verlieren diese auch nur einen Hauch ihres Werthes, wenn jene Geburt fehlt? Ja, erscheinen sie nicht dann um so glänzender? Was will gegen sie die bloße Ebenbürtigkeit? Darum gehen auch in der ganzen Welt Stand und Rang nicht von der Frau auf den Mann, sondern von dem Mann auf die Frau über. Denn vom Manne ist das Weib genommen, sagt die Schrift — ja, Mutter, ich fühle es, aus einem Theile zunächst dem Lebensbrunnen des Herzens, — und ohne Renata giebt es kein Leben mehr für mich."

„Du berufst dich auf eine hohe Autorität," sagte

die Baronin. „Vergiß nicht, daß eben dieselbe auch verlangt, du sollst Vater und Mutter ehren.“

„Ich vergesse es nicht,“ sagte Bodo, „aber ich gedenke auch, daß die gleiche Autorität an die Wiege der Menschheit das Lebensgesetz gestellt hat, der Mensch werde Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen.“

Die Baronin bedeckte ihr Gesicht mit der Hand und antwortete nichts darauf.

„Mutter,“ fuhr Bodo fort, „ich bin nicht gekommen, um mit dir zu streiten, und es würde mir schlecht anstehen, dich belehren zu wollen. Ich bin gekommen, deinen Segen zu erbitten zu diesem Verlöbniß. Durch seine Versagung kannst du mir einen nie auszuheilenden Schmerz bereiten, du kannst aber nicht dadurch hinwegschaffen, was besteht, weder meine Liebe, noch mein Verlöbniß, noch was aus diesem folgt. Kannst du dir einen Sohn wünschen, der in der wichtigsten und entscheidendsten Angelegenheit seines Lebens sich willenlos das Steuer aus der Hand nehmen ließe? Und doch, Mutter, stände nur mein eigenes Glück in Frage, ich glaube, aus Liebe zu dir könnte ich es opfern; aber das Glück und die Zukunft dieses edeln, theuren Wesens, das mich innig liebt und fest auf mich vertraut, kann ich auch dir nicht zum Opfer bringen.“

Die Mutter zog die Hand vor den Augen weg und sah ihn starr an. Dann sagte sie mit tonloser Stimme: „Du hast genug gesagt. Laß mich jetzt allein.“ Und

da er noch zögerte, stand sie plötzlich auf, ging an ihm vorbei in das Nebenzimmer und verriegelte die Thür.

Bodo eilte zu dem alten Freiherrn und wiederholte diesem in großer Erregung das ganze Gespräch, das er mit der Mutter gehabt. Der alte Herr hörte ihm gespannt zu und sagte dann: „Bodo, Bodo! du hast ein paar Töne angeschlagen, die einen scharfen Wiederhall finden werden. Auch wenn man recht hat — und in der Sache selbst hast du es — so darf man es nicht immer, noch in jedem Punkte geltend machen und fordern. Es geht deßhalb nicht verloren. Ich will sehen, was ich ausrichten kann. Lagern sich jetzt auch die aristokratischen Ansichten deiner trefflichen Mutter wie der Cherub vor dein Paradies, so müssen wir doch bedenken, daß sie ohne dieselben nicht die herrliche Frau sein würde, die sie ist. Makellos ist Niemand und das Menschenwesen ist so wunderbar zusammengewebt, daß unsere Tugenden und unsere Irrthümer, unsere schönsten Seiten und unsere Mängel nicht auseinander gebracht werden können, ohne das ganze Gewebe zu zerreißen. Ich will zu ihr gehen. Erwarte mich hier."

Er erhob sich und ging hinaus; doch schon nach wenigen Minuten kehrte er mit der Nachricht zurück, die Mutter habe sich eingeschlossen und ihn wissen lassen, daß sie heute Niemand sehen, auch nicht zu Tisch kommen werde. Unter diesen Umständen rieth er dringend, Bodo möge sich bis morgen nach einem der anderen Güter entfernen. Renata müsse geschont werden und dürfe den

Widerstand der Baronin nicht erfahren bevor er überwunden sei, damit sie nicht die Vorstellung quäle, trennend zwischen Mutter und Sohn getreten zu sein. Er, der Freiherr, werde schon einen glaubhaften Vorwand für Bodo's plötzliche Entfernung erfinden, ihn deßhalb bei Renata entschuldigen und dieser eine möglichst milde und beruhigende Darstellung von der Stimmung der Baronin geben. Er selbst wolle bis spät Abend auf seinem Posten bleiben und morgen sich zeitig wieder einstellen. Könne er dann zu seiner verehrten Freundin durchdringen, so habe er schweres Geschütz genug in Vorrath gegen alle ihre Verschanzungen und zweifle nicht, die Siegesfahne aufpflanzen zu können.

So ungern Bodo die Geliebte schon heute verließ, so fügte er sich doch um so williger dem Rathe des wohlgesinnten Freundes, als er fühlte, daß es ihm selbst noth sei, zu ruhiger Besinnung zu kommen, wenn er der Mutter wieder gegenübertreten müsse.

Keine Viertelstunde verging, so war Bodo von dem Schlosse fortgeritten und der alte Herr saß bei Renata und machte ihr die verabredeten Eröffnungen. Zu seiner Verwunderung fand er sie, wenn auch in gespannter, doch durchaus in glücklicher, heiterer und gefaßter Stimmung.

„Für seine kurze Entfernung," sagte sie, „wird Bodo gute Gründe haben. Ich habe ihn lange beobachtet, und Sie können denken, mit welchem Interesse. Mein Vertrauen in ihn ist grenzenlos. Daß die würdige Baronin — sie weiß nicht, wie ich sie ehre und liebe — aber

daß sie vor dem Gedanken unserer Verbindung zuerst erschrocken ist, begreife ich vollständig. Es freut mich, daß Sie ihre Einwilligung voraussetzen. Sie wird mich dadurch glücklicher machen, als ich noch sagen kann. Wollte sie hindernd zwischen uns treten — ich habe vielleicht ein Mittel, dies abzuwehren, aber ich lege hohen Werth darauf, daß sie mich ohne dasselbe für würdig halte, ihre Tochter zu heißen."

Der alte Herr horchte auf. „Darf ich dies Mittel nicht kennen? Hat vielleicht Ihre Familie einen ehemaligen Adel abgelegt?"

„Dazu hat sie nie Veranlassung gehabt," erwiderte Renata rasch.

„Nein," sagte der Freiherr, „es ist auch wahr — Becker, das ist kein Name eines alten Hauses."

Renata athmete auf, während ein leises Lächeln über ihr Gesicht flog. Dann sagte sie: „Wäre ich weniger von Gefühlen überdrängt und, Ihnen kann ich es sagen ohne Furcht vor falscher Auslegung, wäre ich weniger glücklich, so wäre ich vorsichtiger gewesen. Aber ein Tag wie dieser und kalte Ueberlegung? Fragen Sie nicht weiter und beschämen Sie mich nicht durch den Verdacht, ich wisse Ihre edle Theilnahme nicht durch Vertrauen zu vergelten. Löschen Sie das Gesagte für jetzt aus Ihrem Gedächtniß und suchen Sie die Frau Baronin mit dem Unerwarteten auszusöhnen. Ich werde mich indeß zwingen, ruhig zu scheinen, ja, ruhig zu sein."

„Fürwahr, Renata," versetzte der Freiherr, „das traue

ich Ihnen zu, wie alles Rechte und Tüchtige. Gut, ich will weder Oelpresse noch Weinkelter bei Ihnen sein, zumal noch kein Verwundeter an der Straße liegt, und da mir übrigens ungesucht die Rolle des Vertrauten zugefallen, so will ich sie aufs beste zu spielen suchen. Zu thun ist heute ohnehin nichts und wir sind aufeinander angewiesen."

Während beide dann Klärchen abholten und mit ihr zu Tisch gingen, ritt Bodo über die bewaldeten Höhen und durch fruchtbare Thäler mit der Empfindung eines Menschen, dem ein unschätzbares Kleinod zu eigen geworden, dessen beglückenden Besitz er gegen die ganze Welt zu vertheidigen entschlossen ist. Je weiter er sich durch die schon herbstlich bunte Landschaft fortbewegte, desto tiefer sank die Sorge um die mütterliche Zustimmung zurück vor dem innigen Gefühle seines glänzend aufgeblühten Liebesglückes. War doch nun Alles sein, was er vordem in düsterer Melancholie unbewußt ersehnt. So kam er auf dem Gute an, wo er die Nacht hindurch blieb.

Als ihm am nächsten Morgen der Verwalter die Erntevorräthe und das Vieh zeigen und Vorschläge zu Verkäufen machen wollte, hätte er ihn fast hinausgejagt, aber dasselbe Andenken an Renata, das er sich damit nicht stören lassen wollte, erinnerte ihn, daß gerade sie eine männliche Selbstbeherrschung, eine getreue Pflichterfüllung von ihm erwarten werde. Auch in der Ferne sollte sie sich in ihm nicht täuschen. Er ging daher mit

dem Manne, ließ sich zeigen, was zu zeigen war, hörte und billigte seine Vorschläge, versprach jedoch, als die Mittagsstunde herankam, bald wiederzukommen, und begab sich dann auf den Rückweg.

Je näher er aber dem Schlosse kam, desto mehr beunruhigte ihn heute der Gedanke an die Mutter. Obgleich er fest entschlossen war, ihrem Widerstande nicht nachzugeben, so konnte er doch nicht ohne ein tiefes Wehegefühl daran denken, welch' unheilbaren Zwiespalt dies zwischen ihm und der so innig geliebten und verehrten Mutter herbeiführen müsse, wenn sie nicht noch zu einer, obwohl ungern ertheilten Einwilligung zu bewegen sei. Unterwegs war er an dem langsam fahrenden Stiftswagen vorbeigeritten. Er hatte gefürchtet, die Aebtissin darin zu sehen, deren Besuch bei der Mutter ihm gerade jetzt unheilbringend erschien, erblickte aber nur ein Paar ihm selbst unbekannte Gesichter darin, und war ihnen im scharfen Trabe vorgeritten.

Vor dem Schlosse fand er einen anderen, bereits abgepackten Reisewagen und der alte Kammerdiener meldete ihm, Graf und Gräfin Arnfels seien soeben angelangt und in ihren Zimmern, wo sie sich umkleideten, da sich die Frau Baronin mit Freiherrn von Helmen eingeschlossen und Befehl gegeben habe, daß man sie nicht stören solle.

Die Anwesenheit der Schwester mit ihrem Gemahl in diesem Augenblick überraschte Bodo auf das unangenehmste. Er eilte hinauf nach dem Zimmer der Geliebten.

Klärchen kam ihm daraus entgegen und sagte: „Du darfst nicht hinein, Onkel Bodo. Renata zieht sich zu Tisch an.“ Er hob das Kind auf und küßte es, setzte es nieder und sagte: „Geh' wieder hinein, Klärchen, gieb Renata einen Kuß und sag', ich ließ sie grüßen.“ Die Kleine lief wieder hinein, und Bodo, unschlüssig, wohin er sich wenden solle, schritt auf dem langen Gange eine Zeit lang auf und ab, bis ihm einfiel, daß er seinen Reitanzug auch wohl rasch mit einem andern vertauschen könne.

Er begab sich dazu in seine Gemächer und war kaum fertig, als der alte Freiherr hereinbrach, das Gesicht mit einem Tuche von Schweiß und Thränen trocknend. „Sie hat nachgegeben,“ sagte er, „und du kommst zur guten Stunde zurück, wie ich's mir weissagte.“

Ueberglücklich dankend umarmte ihn Bodo.

„Es war ein Pyrrhussieg,“ fuhr der alte Herr fort, „und mich gelüstet keines zweiten. Ich würde darunter zusammenbrechen. Es ist eine entsetzliche Aufgabe, ein so hohes, edles Gemüth mit sich selbst in Kampf zu treiben. Und anzusehen, wie ein so verehrungswürdiges Wesen im Zwiespalt mit sich selber ringt, und wie die himmlische Mutterliebe in ihm endlich über Alles siegt, o, es muß Engel entzückt haben. Aber ich bin keiner, und mich hat es zerrieben. Wenn du ihr nicht lebenslang dafür danktest, Bodo, so müßte ich dich eben so sehr hassen, wie ich dich jetzt liebe. Nun kurz! sie genehmigt Eure Verlobung und Verbindung, da sie aber gehört, daß

deine Schwester und deren Gemahl angelangt sind, so sollst du selbst diese damit bekannt machen."

„Das will ich," sagte Bodo. „Wo sind sie?"

„Beide sind soeben zu deiner Mutter hineingegangen, oder, wenn du es nicht übel nimmst, hineinstolzirt. Bleibe gegen Walburg nur gemäßigt!"

„Soweit sie es mir möglich macht," erwiderte Bodo. Er bat dann den Freiherrn, zu den Anderen vorauszugehen, er selbst müsse Renata erst die Freudenkunde bringen. Nochmals schüttelte er ihm auf das Dankbarste die Hand, und eilte, als jener gegangen, seine Toilette zu beendigen. Innig beglückt und tief bewegt durch die Einwilligung seiner Mutter, hätte er gern dieser zuerst seinen Dank gebracht, aber er fühlte, daß die Gegenwart der Schwester dies nur verstören werde. Für sich Walburg entgegenzutreten, scheute er sich nicht, wie sie sich aber gegen Renata beim ersten Begegnen benehmen werde, das machte ihm ernstliche Sorge.

Als er mit eilenden Schritten sein Zimmer verlassen, um zu Renata hinaufzugehen, traf er auf der Treppe mit einem Herrn und einer Dame zusammen, welche von einem der Lakaien hinaufgeführt wurden. Bodo blickte die Fremden fragend an, während ihnen der Diener zuflüsterte, daß dies der gnädige Herr sei.

„Verzeihen Sie, Herr Baron," sagte die Dame, indem sie vortrat und eine tiefe, steife Verneigung machte, daß Sie uns so unangemeldet in Ihrem Schlosse treffen. Mein Mann ist der Gutsbesitzer von Kroning. Wir hatten in

dem Fräuleinstifte eine kleine Erbschaft von der seligen Chanoinesse von Westerbrink zu erheben. Sie werden sie wohl gekannt haben. Es ist nicht viel, aber so was kommt immer gelegen. Da wir nun in der Nähe waren und die würdige Frau Aebtissin uns den Stiftswagen anbot, so wollten wir hier einmal eine junge Person Namens Renata Becker aufsuchen, an der wir einigen Antheil nehmen."

„Ja, recht herzlichen Antheil, Herr Baron," sagte Kroning mit Wärme.

Frau von Kroning stieß den Gemahl mit ihrem scharfen Ellenbogen und sagte: „Wir wollen sonst Niemand beschwerlich fallen uud das junge Mädchen ganz allein sprechen."

„Das ist in diesem Augenblicke unmöglich," versetzte Bodo, „aber Sie fallen nicht beschwerlich, und ich ersuche Sie, einstweilen bei meiner Mutter einzutreten. In Kurzem sollen Sie Renata sehen." Er gab dem Lakaien die nöthige Weisung zur Einführung der Fremden und eilte die Treppen hinauf.

Renata war allein und erwartete ihn. Er flog auf sie zu und umarmte sie mit allem Feuer eines Liebeseligen. Dann benachrichtigte er sie rasch von der Lage der Dinge. „Und nun laß uns zusammen hinuntergehen," fügte er hinzu, „daß ich dich den Meinigen als meine theure Braut zuführe. Du kennst Walburg, aber ich hoffe, sie wird ihre hochmüthige Zunge zügeln, da noch ein Paar Fremde anwesend sind, die ich aus diesem Grunde hineingeschickt

habe, denn eigentlich wollten sie zu dir und dich allein sprechen — ein Herr von Kroning mit seiner Frau."

„Kroning's?" rief Renata erstaunt und etwas verwirrt. „Wie kommen die hierher?"

Bodo erzählte kurz, was er davon wußte.

„Nun denn!" sagte Renata tief aufathmend. „So mögen sie es mit erleben und reden. Ich bin bereit."

Er drückte sie nochmals an sein Herz und dann gingen sie hinunter.

Im Empfangszimmer der Baronin herrschte unter den dort Versammelten eine eigenthümliche Schwüle. Walburg schrieb die schmerzlich erregte Miene und die gerötheten Augenlider der Mutter, die sich übrigens vollkommen beherrschte, ihrem Wiedersehen zu, erzählte lebhaft von der Reise und mußte sich dabei verschiedentlich von dem Grafen berichtigen lassen. Frau von Kroning unterhielt den Freiherrn von ihrer Erbschaft, die sie möglichst verkleinerte, von ihrer eigenen Thätigkeit als Gutsfrau, von den großen Ausgaben für die Söhne und von anderen Sachen, die ihn nichts angingen, und freute sich, einen so geduldigen Zuhörer zu haben, während der alte Herr gespannt und zerstreut dabeistand, nichts von Allem vernahm und nur bisweilen freundlich nickte. Beide Ehepaare fühlten indeß, daß hier nicht Alles im Gleichmaß sei, daß etwas Unbekanntes, Unerwartetes in der Luft schwebe.

Aber wie erstaunten sie, als sich die Thür öffnete, Bodo, Arm in Arm mit Renata, hereintrat und den

Anwesenden mit freudigem Nachdruck zurief: „Beglückwünscht uns! Hier bringe ich euch meine geliebte Braut!"

Einen Augenblick schwiegen Alle. Dann brach Walburg los. „Ich hoffe," sagte sie mit stolzem Erröthen, „du machst nur einen schlechten Scherz."

„Sehe ich, sehen wir beide darnach aus?" rief Bodo mit blitzenden Augen. „Bedenke übrigens, daß wir nicht unter uns sind."

„Das wüßte ich nicht," entgegnete sie. „Außer Einer sind hier lauter Leute von guter Familie, und wolltest du unserem Hause wirklich die Schande anthun, dich mit einer Person von solchem Herkommen zu verheirathen, so weiß die Mutter zu gut, was sich gehört, um nicht das Aeußerste dagegen aufzubieten."

Die Baronin sah sie mit großem ernsten Blick an, der Graf suchte sie vergebens zu beruhigen und Bodo sagte: „Ich rechnete also vergeblich auf Vernunft, Mäßigung und Rücksicht bei dir; denn daß du dies edelste Kleinod um sein selbst willen in deinem Hochmuthe nicht zu schätzen wissen würdest, sagte ich mir vorher."

„O, ein herrliches Kleinod in Blei gefaßt!" rief Walburg, sich immer mehr erhitzend, aus. „Ich habe sie immer mit einer bösen Ahnung angesehen, aber pfui! pfui, daß du dich konntest umgarnen lassen durch eine Person von so ordinärer Herkunft! Ist das bei dir etwa die Vernunft und Mäßigung und Rücksicht, die du deinem Stande, deiner Familie, deiner Mutter und Schwester

schuldig bist? Wenn du das thust, wenn die Mutter das zuläßt, so sag' ich mich von euch Allen los."

Renata stand ruhig und groß vor der Erzürnten, aber ihr schlug das Herz, als sie sah, wie die ehrwürdige Baronin erbleichte und zitterte. Frau von Kroning hatte bisher vor Ueberraschung und Staunen sprachlos dagestanden; jetzt aber fand sie Worte, indem sie dicht vor Walburg trat und in straffer Haltung auf sie einsprach. „Erlauben, Sie Frau Gräfin," sagte sie. „Allen Respekt vor Ihrer und Ihres Herrn Gemahls Familie, obgleich das Grafenthum derer von Arnfels noch kein Jahrhundert alt ist und man weiß, wie sie dazu gekommen sind — aber daß die von Ravensberg ein ebenso altes, vornehmes und reingehaltenes Geschlecht sind als die von Radau und von Arnfels, weiß die ganze Welt. Daß mein leiblicher Bruder der letzte Herr von Ravensberg gewesen, ist leider wahr, und daß die schönen Lehngüter bei seinem Tode heimgefallen, ist leider auch wahr, und daß die vorhandenen großen Schulden den ganzen Allodialnachlaß aufgezehrt, kann ich leider auch nicht in Abrede stellen. Wenn deßhalb seine einzige Tochter als Gesellschafterin einer sehr ehrenwerthen Dame sich durchzuhelfen suchte, um nicht ihren Verwandten zur Last zu fallen, so wird das jeder Vernünftige ebenso lobenswerth finden, als einen Grafen zu heirathen, um herrlich und in Freuden zu leben, und wenn sie sich dabei einen bürgerlichen Namen beilegte, so kann das jeder Vernünftige nur eine schickliche Rücksicht gegen ihre Verwandten

und Vorfahren nennen; aber sie ist deßhalb nicht von ordinärerem Herkommen als die junge Frau Gräfin selbst, und bleibt immer die Tochter meines leiblichen Bruders aus standesmäßiger Ehe und Fräulein Renata von Ravensberg."

„Ja, ja, so ist es," sagte Herr von Kroning, als seine Gemahlin sich außer Athem geredet hatte. „Gott segne dich, meine gute Renata!"

„Und wer bürgt uns," sagte der Graf, „daß dies nicht bloß eine gut gespielte Komödie ist?"

„Das," versetzte der alte Freiherr, „das thue ich, wenn Ihnen meine Bürgschaft genügt, Herr Graf. Denn mein bischen Verstand sagt mir, daß eine solche Komödie unsinnig und zwecklos wäre, nachdem die Verlobung ausgesprochen und von meiner gnädigen Freundin genehmigt ist."

„Meine Renata!" rief Bodo. „Gott sei mein Zeuge, daß diese Entdeckung meiner Liebe zu dir nichts hinzufügen kann."

Der Baronin war die Erschütterung durch diese für sie allerdings hocherfreuliche Wendung zu viel. Einer Ohnmacht nahe, sank sie auf einen Sessel zurück und schloß die Augen. Renata sah es, eilte zu ihr, kniete vor ihr nieder und faßte ihre Hände. Erschrocken stürzten Bodo und der Freiherr herbei. Aber der starke Wille der trefflichen Frau hatte die augenblickliche Schwäche bereits überwunden, sie öffnete die Augen, drückte Renatens Hände und sagte: „Es ist nichts weiter.

Aber, o Renata, theure, willkommene Tochter! Warum hast du das vor uns sogar gestern und heute noch verschwiegen? Du hättest mir schwere, schwere Kämpfe ersparen können."

Renata beugte das schöne Haupt und brach in einen unaufhaltsamen Thränenstrom aus. „O," lispelte sie, „ich bin einer solchen Mutter nicht werth! Was ist das Menschenherz!"

Keiner der Anwesenden hatte das immer so feste, ruhige Wesen je in einem solchen Zustande gesehen. Sie schien ihre Seele wegweinen zu wollen, während sie wieder und wieder die Hände der Baronin küßte. Alle blickten athemlos auf sie hin und selbst die Tante wagte nur den Kopf zu schütteln. Endlich faltete sie ihre Hände auf den Knieen der Baronin, blickte sie durch Thränen an und sagte: „O hören Sie mich, geliebte, verehrte Mutter! Hört es alle! Nun erst zeigen mir die Liebe und das Glück, die mich so reich segnen, den dunkeln Fleck in der eigenen Brust, über den ich mich so lange getäuscht. O, wen Gott lieb hat, dem schenkt er Demuth. Wie durfte ich noch eben jetzt Bodo's Schwester im Herzen schelten wegen ihres Hochmuthes, ich, die weit schuldiger ist als sie? Was ist der Stolz auf ruhmwürdige Vorfahren, auf Rang, auf Besitz, auf eigene Thaten gegen den viel schlimmeren Stolz auf das eigene Selbst? Und der — nun erst erkenne ich es — der war es, der mir den Mund verschloß. In heimlicher, ja, mir selbst verborgener Selbstüberhebung wollte ich um

dieses Selbst willen allein von Bodo geliebt, von seiner Mutter als Tochter aufgenommen sein, und darum schwieg ich. Noch mehr, ich hielt dieses Schweigen für edel und lobenswerth. Erst als ich sah und hörte, was ich dadurch angerichtet, erschrak ich vor mir selbst, ging es mir wie ein Blitz durch die Seele, erkannte ich das Gift der alten Schlange in meinem eigenen Herzen, das Gift, das ich längst hinausgerungen zu haben wähnte. Könnt ihr, wollt ihr mir vergeben?"

„Meine liebe, liebe Renata," sagte die Baronin, indem sie sich zu ihr niederbog und sie umarmte, „dies schöne Bekenntniß macht mir dein eigenes Selbst nur um so theurer."

Bodo ließ sich vor der Mutter nieder und schlang sich mit in die Umarmung. „Mir gegenüber," sagte er zu Renata, „thatest du recht, mir selbst zum Segen."

Der alte Freiherr wischte sich die Augen, und als die Baronin sich erhob und das Brautpaar mit emporzog, sagte er: „Kinder, hier, wie meist im Leben, hat Jeder dem Anderen etwas abzubitten und etwas zu vergeben. Es nicht zu thun, geschähe es auch nur schweigend, — aus dieser gesegneten Stunde unversöhnt herauszugehen, wäre unverzeihlich vor dem, der sie uns geschenkt. Wer von uns mußte bei Renata's edler Selbstanklage nicht an den eigenen Busen schlagen? Aber auf Sie selbst, holde Braut, kann ich nur Ihre eigenen Worte anwenden: Gott hat Sie lieb, darum hat er Ihnen Demuth geschenkt."